This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. II A. 19

Geſchichte
der merkwürdigſten
Rebellionen
und
Verſchwörungen
aus den
mittlern und neuern Zeiten.

Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern,
geſammelt und herausgegeben
von
Friedrich Schiller.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Cruſius,
1788.

UNCLASSIFIED

- 2 JUL 1963

Nachricht.

Zu dieſem erſten Bande der Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen, war noch eine vierte Verſchwörung, die des Fiesko gegen Genua, beſtimmt, welche aber wegen Mangel des Raums, zum zweyten Bande verſpart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu dieſem Werke ausgeſetzt

bleibt. Die Verſchwörung gegen Venedig iſt beinahe wörtlich aus S. Real überſetzt, weil der Leſer bei jeder andern Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde.

S.

Geſchichte

Geſchichte

der

merkwürdigſten Rebellionen

und

Verſchwörungen.

I.

Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347.

Der auffallende Kontrast, den uns die neuren Römer darbieten, wenn wir sie gegen ihre grossen Vorältern halten, liesse sich zwar ohne viele Mühe aus den unvermeidlichen und immer gleichen Wirkungen der Zeit erklären. Glaubt man aber schon in dem Perioden der grösten Macht dieses Volkes Anlagen zu seinem späteren Karakter zu entdecken, so begnügt man sich nicht mehr mit diesem allgemeinen Grunde, und man sucht die Lücken zu ergänzen, welche den philosophischen Zusammenhang der Geschichte hier zu unterbrechen scheinen.

Daß eine so ungeheure Masse als die Römische Monarchie unter ihrem eignen Gewichte zusammenbrechen muste, scheint ausgemacht genug; aber es bleibt ein unauflösliches Problem für die Vernunft, wie und wenn sie gefallen seyn könnte, wenn die christliche Religion

in keine Verbindung mit ihren Schicksalen gekommen wäre. Die Symptome einer tödtlichen Krankheit äusserten sich in der Republik, noch ehe es Christen gab. Ob aber Roms Fall nicht weniger unedel, nicht mit grösserem Widerstreben, mit mächtigeren Konvulsionen begleitet gewesen wäre, wenn mit seinem allmähligen Hinsinken die glücklichen Revolutionen eines neuen Glaubens nicht in gleichem Schritte fortgegangen wären: darüber ist es kaum möglich sicher zu entscheiden, weil man allzuleicht verführt wird, Dinge die sich zu gleicher Zeit ereignet haben, als Ursache und Wirkung zusammen zu verbinden.

Konstantin und Julian sind die beyden Puncte, um welche man sich gewöhnlich bey dieser Untersuchung dreht; und beyde Instanzen sind, jede in ihrer Art, für die Gegner des Christenthums von gleich bequemen Gebrauch. Aber die Laster und die Tugenden dieser Fürsten konten von ihrem Glauben unabhängig seyn; und man läuft Gefahr voreilig zu urtheilen, wenn man die glänzende, aber grausame und höchst verderbliche Regierung des einen seiner Bekehrung, und die grossen fürstlichen Verdienste des andern seiner Apostasie zuschreibe.

Indessen

Indessen kan man aus dem Einflusse der christlichen Religion, so wie sie durch Mystik entstellt, von den Kaisern, den unwissendsten Theologen, misverstanden, von den Bischöffen und Priestern in Worten und in Thaten schlecht gelehrt, und allzuoft nach den Absichten ihres Ehrgeitzes, ihres Eigennutzes verdreht, im Reiche eingeführt wurde, viele von den traurigen Phänomenen erklären, die den Einsturz der Römischen Monarchie begleiteten. Vorzüglich scheint es, als ob die Fortschritte, welche die neue Lehre in einem Zeitpunct zu machen anfing, wo der Karakter der Römer schon durch die Anlagen ihres politischen Verfalls eine beträchtliche Verschlimmerung litt, den Grund zu der sonderbaren Mischung gelegt hätten, die den Geist dieses Volks in den neueren Zeiten bezeichnet. Diese Wirkungen mußten anfangs so schwach, so unwichtig seyn, als es die Fortschritte der Religion selbst waren; wie sich aber ihr völliges Uebergewicht entschied und sie auf dem Throne der Kaiser saß, da konnten die schlimmen Folgen ihres damaligen unvollkommnen Zustands mit grosser Schnelligkeit um sich greifen, und allenfals den Geist eines ganzen Jahrtausends stempeln.

Die heftigen Spaltungen über die Glaubenslehren unter den Priestern selbst, und der Antheil, den man ihren Zwistigkeiten im Staat und am Hofe einräumte, verbreiteten unter allen Ständen die trockenste, unfruchtbarste Speculation. Die allgemeine Sucht über mystische Spitzfündigkeiten zu grübeln, lähmte vollends den Muth der Nation. Verbunden mit Unwissenheit und Kabale, muste sie Hartnäckigkeit, Treulosigkeit, Grausamkeit hervor bringen. Unterdessen dauerten von aussen die schrecklichen Angriffe fort, welche die äussersten Kräfte des Volks aufforderten. Man half sich in augenblicklichen Gefahren wie man konte, das heißt, mit Verrätherei und Wortbrüchigkeit. Diese Waffen konnten eine kurze Ruhe vor den Barbaren verschaffen, die ihrer nicht gewahnt waren; und die innerlichen Zwietrachten, die theologischen Kriege, hatten keine andern übrig gelassen. Aber sie wehrten den Untergang des Reiches nicht ab, und vergifteten überdieß auf lange Zeit den Karakter der Menschen, welche aus dessen Trümmern zurück blieben. Aehnliche Ursachen zeugten ähnliche Wirkungen; daher die Verwandtschaft des Karakters zwischen den Römern, den übri-

gen

gen Italiänern und den Griechen, unter den Kaisern des Orients bis zu der Eroberung von Konstantinopel; daher auch der Kontrast dieser Völker gegen die Barbarischen, oder von den Barbaren gestifteten.

Feigheit und ihre unausbleibliche Folge, Verrätherei, eine lebhafte, reizbare Imagination, die beständige Unruhen und Gährungen unterhält, und vorzüglich ein dunkel wirkender Ahnenstolz, der sie vor den andern Italiänischen Völkern auszeichnet, der sie öfter und sonderbarer hebt als die andern: das sind ohngefehr die Hauptzüge zu dem Karakter der Römer, von dem Untergange des Römischen Reichs bis zu der Epoche, deren Geschichte hier behandelt werden soll. Dazu kömmt, daß die äusserst unbeständige, getheilte und verworrne Verfassung der Stadt seit dem fünften Jahrhundert, daß die Ansprüche, die von allen Seiten in ihrem Mittelpunct zusammenstossen und ihr keine Zeit lassen sich zu besinnen: was und wessen sie eigentlich ist, jede Möglichkeit abschneiden, die Unbestimmtheit und Planlosigkeit zu fixiren, welche alle öffentliche Handlungen dieses Volkes auszeichnet. Vielleicht wird es nicht ausser seiner Stelle seyn, die

Schikſale Roms, von ſeiner erſten Gröſſe an, kurz durchzugehen, um ihrer Uebereinſtimmung mit jenen Reſultaten nachzuſpüren.

Die Republick dauerte fünfhundert Jahre. Auguſt war der erſte Monarch des freieſten Volkes, und vier Ungeheuer, die nach ihm den Thron beſtiegen, konnten den Monarchenhaß und den republikaniſchen Geiſt nicht wieder aufwecken. Dieſe Apathie, mit welcher die Römer ſchon jetzt, wenige Jahre nach dem Sturz der Republick, einem Tirannen nach dem andern in die Hände fallen, zeigt uns an, wie weit wir zurück gehen müſſen, um den Keim zum unwiederbringlichen Ruin der Freiheit aufzuſuchen. So kan auch eine ſelten unterbrochne Reihe von dunkeln, kraftloſen Tirannen, die wir nach Mark Aurel auftreten ſehen, keine Veränderung hervorbringen. Die meiſten werden ermordet, aber die beſſeren wie die ſchlimmen, und alle von Menſchen, die ſo nichtswürdig ſind als ſie. Die Römiſche Geſchichte wird jetzt finſter und traurig, und der Römerpöbel — denn die Enkel der Scipionen verdienen von nun an keinen beſſern Namen, — zeigt ſich immer zur Freiheit und zur Sclaverey gleich unfähig.

So

So wie die Republick ſich unvermerkt zur Monarchie hingeneigt hatte, und durch innere, lang um ſich greifende Krankheit nach und nach verloſchen war; auf eben dieſe unrühmliche Weiſe verlohr ſich auch das occidentaliſche Kaiſerthum. Es wird wenig von dem Abſterben eines Schwindſüchtigen geſprochen, weil man ſich lange zuvor gewöhnt hat ihn für todt zu halten; daher hat dieſe groſſe Epoche ſo wenig ausgezeichnetes, und es wird kaum noch um des Wortſpiels willen der Mühe werth gehalten anzumerken, daß der letzte, der auf dem Throne der Cäſaren ſaß, Romulus Auguſtulus hieß. Die Heruler und die Gothen herrſchten jetzt in Rom. Dieſe Barbaren waren mächtig genug, um ihre Eroberung zu verachten; ſie lieſſen die uralten Namen und Würden der Republick ſtehen; Senat, Konſulat, Präfektur blieben unangetaſtet, und man wird dieſe Schonung ſchwerlich einem Gefühl von Ehrfurcht zuſchreiben können. Der Gothe Totila wollte im ſechſten Jahrhundert die Stadt Rom von Grund aus zerſtören, und ihre Einwohner in die weite Welt ſchicken: nicht aus Haß oder Kriegeswuth, ſondern, wie es ſcheint, aus bloſſem Ueberdruß, weil ſie ihm mehr Mü-

he machte als sie werth war. Nur die Vorstellungen seines edeln Feindes Belisarius wandten seinen Entschluß noch ab.

Der republikanische Schein, die alte Terminologie blieb auch unter den Griechischen Kaisern, welche nach den Gothen Rom besaßen. Aber während dieser Zeit vermehrte sich das Ansehen der Bischöffe von Rom, und man sieht mit Erstaunen, wie die weltliche Gewalt langsam und allmählig in die geistliche überfließt. Von Pipin und Karl dem Grossen fieng ein neues Sistem an: Karl schien sich erst wie sein Vorgänger mit dem bescheidnen Namen Patrizius von Rom zu begnügen; aber sein Ehrgeitz strebte höher, er war bald Kaiser, und dies wurde für Rom der Anlas zu einer neuen Unruhe und Unbestimmtheit. Die päbstlichen und kaiserlichen Ansprüche stiessen bald gegen einander. Natürlicher Weise aber bestimmten in diesen Zeiten die persönlichen Eigenschaften der einzelnen Fürsten und Päbste das Schicksal der Stadt. Leo der vierte rettete Rom von den Sarazenen (849) und erbauete ansehnliche Festungswerke, um die Stadt vor künftigen Anfällen zu sichern. Ein Pabst wie dieser verdiente Fürst zu seyn, und er war

es

es auch. Aber in kurzer Zeit erwarben die Päbste, mehr noch durch die Dumpfheit der andern als durch die Ueberlegenheit ihres eigenen Geistes, eine Macht, bey welcher ihnen das persönliche Verdienst sehr entbehrlich wurde, von der aber keine Stralen auf das unglückliche Rom zurück fielen. Ihre Herrschaft wirkte blos auf die Geister; auswärts durften sie die Halbgötter spielen, in Rom waren sie Menschen, und sie konten ihre Residenz niemals vor der Rache der Fürsten schützen, die sie selbst gereitzt hatten.

Das Volk allein war unvermögend sich zu vertheidigen. Der Römische Adel hatte eine Ueberlegenheit erlangt, welche die Verfassung in gewissem Betracht aristokratisch machte; aber er war selbst in Partheien getheilt, die in unaufhörlichem Kriege lebten und eine vollkommne Anarchie in der Stadt bildeten. Die Feindschaften der Familien waren durch die Streitigkeiten der Kaiser und der Päbste entstanden; aber sie dauerten fort, wenn zwischen diesen alles ruhig war, und ihre Namen allein, Guelfen und Gibellinen, erinnerten sie noch an die Ursachen, um die sie sich schlugen. Das Volk lebte indessen in einer immerwährenden

Gährung, die Römer hörten nie auf republikanische Aufwallungen zu fühlen; aber es fehlte ihnen an Kräften zur Ausführung, an Plan sie zu gebrauchen. Auch fand sich kein Mann, der sie hätte lenken, und ihr Schicksal auch nur auf einige Zeit bestimmen können. Grausame Dummköpfe und rasende Fanatiker, wie Kreszentius und Arnold von Brescia, waren die Menschen nicht, Roms Freiheit wieder herzustellen; und bey dem Volke selbst war das Freiheitsgefühl nichts als schwache Reminiszenz, ein leeres Poetenfeuer, das Blasen aufwarf, die schnell, wie sie entstanden waren, zerfuhren.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ Klemens der Fünfte den bisherigen päbstlichen Sitz und pflanzte ihn nach Frankreich. Rom war nun ausgesetzter als jemals; die Einwohner hörten die Stimme ihres Hirten nicht mehr, und die Zügellosigkeit eines Volkes, das nicht frei war und kein Oberhaupt hatte, muste unbegränzt seyn. Verbrecher aller Art fanden eine sichere Freystatt in Rom, und die Räubereyen wurden so allgemein, daß alle Begriffe von Eigenthum verschwanden. Handel und Gewerbe lagen darnieder, denn

es

es wagte sich kein Fremder in das Gebiet der Stadt. Viele aus den ersten Häusern, welche die ausübende Gewalt im Staate hätten verwalten können, stellten sich lieber selbst an die Spize der Räuber. Dieser Zustand des äusserſten Elends dauerte bis zu den Zeiten Klemens des Sechsten; alles klagte, alles murrte, aber es wurde nichts gethan den allgemeinen Beschwerden abzuhelfen. Vier Päbste hatten bereits in Avignon residirt, und es eröfnete sich noch immer keine Aussicht, daß die Uebel gehoben werden sollten, welche diese Auswanderung über die Stadt gebracht hatte. Plözlich aber fand sich Roms ganze Verfaſſung und Gestalt zum Erstaunen seiner eignen Bürger verwandelt, ohne daß diese Begebenheit durch die gewöhnlichen Vorboten politischer Veränderungen eingeleitet war.

Um diese Zeit fieng man an, einen jungen unbekannten Menschen zu bemerken, der täglich unter den Ruinen wandelte und in den Denkmälern des alten Roms seine Wohnung aufgeschlagen zu haben schien. Sein abentheuerliches Betragen, seine seltsamen Reden spannten die Ahndungen einiger seiner Mitbürger. Er sprach oft für sich und mit den heftigsten

ligsten Gebährden; zuweilen redete er die Vorübergehenden an, welche die Neugierde reizte ihn zu behorchen, und kützelte ihre Ohren mit bombastischen Deklamationen, denen seine vortheilhafte Gestalt einen grossen Nachdruck gab. Die ehemalige Grösse der Römer, ihre jezige Erniedrigung, die schlaffe Geduld, womit sie diesen Zustand ertrugen; dies waren die Gegenstände aller seiner Reden, über diese war seine Beredsamkeit unerschöpflich. Jede Büste, jeder Stein, den irgend eine Begebenheit des Alterthums merkwürdig machte, führte ihn auf seine Lieblingsmaterie, und seine Begeisterung theilte sich bald seinen Zuhörern mit. Durch ihn wurden gewisse überspannte Ideen in Rom wieder Mode, welche das allgemeine Elend und die Erschlaffung, die dessen Folge war, schon längst in allen Seelen erstikt hatten. Sein Ruhm verbreitete sich unter allen Klassen des Volks. Ein räthselhafter und prophetischer Ton, aus dem er selten herausging, trug nicht wenig bei, seiner Beredsamkeit Eingang zu verschaffen. Man bemerkte mit Verwunderung, daß er sich gezwungen glaubte, über große, wichtige, aber noch nicht reif gewordne Gedanken einen gewissen Schleier zu werfen;

werfen; und hinter der Neugierde, die dieſen Schleier reizte, gelang es ihm, dem Spotte zu entgehen.

Dieſer Menſch, den man bald gewohnt wurde, für den künftigen Wiederherſteller des alten Roms anzuſehen, war der Sohn eines Schenkwirths und einer Wäſcherin. Seine Mutter wurde für die Tochter eines Baſtards von dem Kaiſer Heinrich VII. gehalten, und er ſelbſt war nicht ungeneigt dieſe Meinung zu unterſtützen und ſeine Geburt auf dieſe Weiſe zu veredeln. Sein eigentlicher Geſchlechtsname war Nikolaus Gabrini, man nannte ihn aber nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten von dem Vornamen ſeines Vaters, Laurentii, Rentii, Rienzi, das heißt, Sohn des Laurentius; und unter dieſer Benennung iſt er in der Geſchichte am meiſten bekannt. Er war unter dem niedrigſten Pöbel von Handwerkern, Beitlern und Juden geboren; doch riß ihn die Erziehung, die er ſich ſelbſt zu geben wußte, bald aus dem Stande heraus, den ihm das Schikſal angewieſen hatte. Er hatte in der Redekunſt und Rechtsgelehrſamkeit nicht gemeine Kenntniſſe erlangt, aber die verſchiednen Denkmäler des Alterthums, von denen er um

geben

geben war, zogen sein Genie am meisten an; und er brachte es durch unabläßiges Studium so weit, daß er unter die ersten Antiquare seiner Zeit gerechnet wurde. Sein vortrefliches Gedächtniß unterstüzte seine Beredsamkeit sehr gut, denn er wußte die besten Römischen Schriftsteller auswendig, und führte beständig Stellen aus diesen, vorzüglich aus den Geschichtschreibern, im Munde.

Sonderbar mahlt sich in unsern Zeiten die Erscheinung ab, daß aus einem Litteratoren dieser Art der Anführer einer Verschwörung hervorwächst, welche die Verfassung eines Staats umkehrt. Hat aber auch jemals ein Mensch gerade nur in die Zeit gepaßt, in welcher er lebte, so war es Rienzi. Er besas eine ungeheuer lebhafte Einbildungskraft; auf dem Plaze, wo er stand, und durch das Studium, dem er sich ergab, wurde sie in einem hohen Grade gereizt. Seine Vernunft war durch seinen leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaften angegriffen worden: mit einem Worte, er hatte sich überstudirt. Die Ausschweifungen, auf welche er in diesem Zustande gerieth, machten von der einen Seite Eindruck genug auf das Volk, um mit der Zeit Wurzel

zu

zu faſſen; und ſchienen von der andern den Großen zu verächtlich, um in der Geburt erſtikt zu werden. Durch die günſtige Aufnahme, die er ſo unverhoft fand, entſtanden erſt die groſſen Plane, die er nachher mit ähnlichem Glücke ausführte. Deutlich bildeten ſie ſich ſehr ſpät, und vielleicht gar erſt nach der That in ſeinem Kopfe, ohnerachtet er ſich lange zuvor mochte in einem dunkeln Hintergrunde als den Menſchen erblikt haben, der Roms Freiheit wieder aufbringen würde. Es wäre der Mühe werth, den ſtufenweiſen Fortſchritten ſeiner Gedanken nachzuſpüren, wenn man von den Geſchichtſchreibern der damaligen Zeiten in dieſer Unterſuchung beſſer geleitet würde; aber ſie haben ſich begnügt, ihr eignes, noch ganz friſches Erſtaunen über dieſe Begebenheiten auszudrücken, ohne weitere Arbeit anzuwenden, um ſich ſelbſt und ihren Leſern ein deutlicheres Bild von dem Helden derſelben zu machen. Wir erfahren daher von ihnen gerade nur genug, um dieſen Geſichtspunkt ſelbſt zu erwählen, den einzigen, nach welchem ſich die anſcheinenden Widerſprüche in ſeinem Karakter zuſammenreimen laſſen. In der Folge gieng es ihm freilich wie allen glücklichen Fanatikern, er

ver-

verband Heuchelei und Liſt mit Schwärmerei und Unſinn. Jezt aber werden wir ihn durch die unregelmäßigſten Mittel, ohne Rathgeber, ganz allein, zu dem höchſten Ziele gelangen ſehen; und er erſcheint den Augen der Nachwelt darum doch nicht gröſſer.

Ein Beweis, daß Rienzi's Verdienſte nicht unbemerkt geblieben waren, iſt die ihm aufgetragne Geſandtſchaft nach Avignon. Sobald die Römer erfuhren, daß nach Benedikts XII. Tode (1342), Klemens VI. im heiligen Kollegio ernannt worden war, eilten ſie, einen neuen Schritt zu thun, um den päbſtlichen Stuhl wieder nach Rom zu ziehen. Sie ernannten achtzehn Deputirte, welche die Bitten des Volkes an den Pabſt vorbringen ſollten; unter dieſen war Rienzi, und ein damals berühmterer Mann als Rienzi, deſſen Ruhm auch noch heut zu Tage ausgebreiteter iſt, der Dichter Petrarka. Dieſe beyden führten das Wort, und die Angelegenheiten der Römer konnten nicht leicht in beſſeren Händen ſeyn. Petrarka war der beredteſte Mann ſeiner Zeit; und ſein bloſſer Name ſchon gab ſeinen Gründen einen ungemeinen Nachdruck. Rienzi's Beredſamkeit wurde durch ein eignes, ſehr

nahes

nähes Interesse angefeuert: er beweinte den Mord eines Bruders, den die Römische Gerechtigkeit, ohngeachtet seiner Klagen, unbestraft gelassen hatte. Seine Schilderungen von der Zerrüttung seines Vaterlands, deren Opfer sein eigner Bruder geworden war, rührten alle Zuhörer durch ihre traurige Wahrheit. Indessen scheiterte seine und Petrarka's Kunst an der Vaterlandsliebe des neuen Pabsts, (denn die Wahl war wieder auf einen französischen Kardinal gefallen) an den Intriguen des französischen Hofs, und an der wollüstigen, üppigen Lebensart in Avignon, in welcher Klemens, seinem freien und sehr ungeistlichen Karakter nach, sich zu sehr gefiel, um sie gegen eine andre zu vertauschen. Die Redner wurden bewundert, und es blieb übrigens alles wie es war. Aber Rienzi errichtete bei dieser Gelegenheit eine enge Freundschaft mit Petrarka, welche viel zu seinem Ruhme beytrug und auf alle seine nachherigen Schikſale Einfluß hatte. Ausser dem Bande der Gelehrsamkeit, mußten sich diese zwei Menschen in einigen Lieblingsideen sehr bald berühren; denn Petrarka trieb eine gewisse fanatische Verehrung für Rom eben so weit als Rienzi, mit dem einzigen

Unterſchiede, daß er blos mit der Feder für ſeinen Gözen fechten wollte. Er nährte gegen Avignon und den franzöſiſch-päbſtlichen Hof einen tödtlichen Haß, dem er bey jeder Gelegenheit Luft machte, und war voll dichteriſcher Ideen von der republikaniſchen Freiheit, der alten Gröſſe Roms und der Möglichkeit ihrer Wiederherſtellung. An dieſem feurigen Kopf konnte ſich Rienzi reiben, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſeine Unterredungen mit Petrarka in Avignon viel beigetragen haben, ihn in ſeinen ausſchweifenden Ideaten zu beſtärken.

Ein paar Jahre ruhte er jezt, und wir entdecken nichts von ihm als eine ſehr unzuverläſſige Nachricht, daß er dieſe Zeit über in der gröſten Dürftigkeit und Dunkelheit lebte. Lange währte wenigſtens dieſer Zuſtand nicht, denn im Jahre 1344. ärntete er goldne Früchte von ſeiner Geſandſchaft, und erhielt von dem Pabſt eine der einträglichſten Stellen, die er zu vergeben hatte, das Notariat der apoſtoliſchen Kammer in Rom. Klemens, der auf jedem weltlichen Thron einer der gröſten Fürſten geweſen wäre, hatte ſich ohngeachtet der Freiheit, mit welcher Rienzi ſeine Neigungen bekämpft

hatte,

hätte, einer gewissen Achtung gegen seine Verdienste nicht erwehren können, und er suchte sie heraus zu heben und zu belohnen.

Dieser Posten gab ihm Gelegenheit, sich durch die ehrwürdigsten und dabei sichersten Mittel in der Gunst des Volks zu befestigen. Er verwaltete ihn mit der strengsten Rechtschaffenheit und unverbrüchlichsten Gerechtigkeit, und wuste durch seine Aufführung so wohl als durch seine Reden, die Räubereien der andern Häupter des Staats in ein gehässigeres Licht zu stellen. Seine Deklamationen wurden mit jedem Tage heftiger und deutlicher. Freilich war der Grund zu der Freiheit, die man ihm ließ, alles zu sagen, nicht der schmeichelhafteste: man hielt ihn für einen Possenreisser, (buffone,) und selbst diejenigen, die er am wenigsten schonte, ergötzten sich an seinem Witz und an seiner Beredsamkeit, ohne übrigens von den Ausbrüchen seiner Narrheit etwas gefährliches zu ahnden. Einmahl zwar, da er in öffentlicher Versammlung seine Schmähungen auf die Grossen und die Verwaltung des Staats weiter trieb als gewöhnlich, wurde er von Andreozzi Normanni aus dem Hause Kolonna, und Thomas Fortifiocca, Sekretär

des Senats, augenblicklich mit Ohrfeigen bestraft; aber diese kleine Züchtigung änderte an seinem Betragen nichts. Er fuhr ungehindert fort, gegen alle Klassen des Volks, an den Tafeln der Grossen selbst, wo man sich um seine Gegenwart riß, wider Tirannei und Unterdrückung loszuziehen.

Die Grossen befürchteten wenig von ihm, und hielten ihn für einen ziemlich unschädlichen Thoren. Sie glaubten nicht, daß er je etwas von dem ausführen würde, was er sagte, eben weil er's sagte; und sie hatten in Ansehung seiner nicht ganz unrecht. Aber ihre Politik täuschte sie in Ansehung des Volks. Die Masse war in solcher Gährung, daß die geringste Zuthat einen Ausbruch veranlassen muste; und ein Mensch wie Rienzi war gerade durch seine Inkonsequenz, durch das Schwankende, Undeutliche seiner Handlungen, am geschicktesten auf die Römer zu wirken, welche nicht genug Muth und Solidität gehabt hätten, um unter der Fahne eines wahren Helden auf ein festes Ziel loszugehen. Unter diesen Umständen wirkten Streiche, die des Tollhauses würdig waren, so viel als die sichersten Künste der Politik; die Verschwörung bildete sich von selbst, und sie war

war reif, ehe jemand daran gedacht hatte, ihren Anführer selbst nicht ausgeschlossen.

Rienzi fing nun an, die Eindrücke, die seine Reden gemacht hatten, im strengsten Verstande zu versinnlichen. Dies geschah durch ein allegorisches Gemälde, das er öffentlich ausstellte, wo er den traurigen Zustand Roms, die verschiednen Leiden der Einwohner, die Laster und die Verbrechen ihrer kleinen Tirannen in allerlei Sinnbildern ausgedrückt hatte. Auch hierüber lachten selbst die sich getroffen fühlten; und man übersah, daß dieser Rasende auf einen Kunstgrif gefallen war, welcher der ruhigsten, feinsten Staatskunst vielleicht entgangen wäre. Diese emblematischen Vorstellungen waren dunkel genug, um den Witz der Erklärer auf verschiedne Weisen zu spannen. Jeder Bürger deutete sie auf seine eignen Beschwerden; die Beschäftigung, welche Rienzi durch seine Räthsel seinen Mitbürgern gab, schmeichelte ihrer Eitelkeit und setzte ihre Imagination in grosse Bewegung. Von dieser letzten Seite waren die Römer am besten zu fassen; und Rienzi traf sie vielleicht gerade darum, weil er selbst so sehr Römer war. Auch war diese Art sich zu äussern seiner Unbestimmtheit vorzüglich bequem,

quem, denn die letzte und richtigste Erklärung muste doch der Ausgang geben, und er konte immer so viel und so wenig damit gemeint haben, als dieser ausweisen würde.

Sein Glück machte ihn täglich kühner: bald erblickte man in der Hauptkirche von Rom eine grosse kupferne Tafel, auf welcher das Römische Volk vorgestellt war, das dem Kaiser Vespasian die souveräne Gewalt übergab. Die Figuren waren mit antiken Innschriften umgeben, deren Erklärung sich Rienzi vorbehielt, und in Gegenwart des Volkes und des Adels zu geben erbot. Auf seine Einladung drängte sich eine ungeheure Menge Volks in die Kirche, an deren Spitze die Kolonna's und die andern Römischen Fürsten waren. Rienzi erschien, wie ein Marktschreier, auf einem hölzernen Gerüste, in abentheuerlicher Kleidung, mit Sinnbildern, wie mit Schellen behangen. Er machte seine Zuhörer auf die vormalige Majestät des Römischen Volks aufmerksam, und auf das Recht, das ihm zukäme, die höchste Gewalt, blos als einen Ausfluß der seinigen, zu vergeben; verglich diese angeborne Gerechtigkeit mit seinem jezigen Verfall; erklärte sich übrigens so wenig

als

als sonst, zu was alle diese Anstalten sollten, und kramte einen unnützen Schwall von Gelehrsamkeit aus, um den Sinn seiner Inschriften begreiflich zu machen. Aber diese Auftritt, der eher einem Possenspiel als einer politischen Handlung glich, lies Eindrücke zurük, die um so tiefer hafteten, je weniger man daran dachte ihnen zuvorzukommen. Rienzi's Predigt hatte eine Seite, von welcher sie den Grossen sogar angenehm war. Sie ertrugen die Herrschaft der Päbste sehr ungern, ohngeachtet sie seit ihrer Auswanderung meistens nur im Scheine bestand. Dieses Vorrecht des Römischen Volks, dem Rienzi so viel Gewicht gab, stritt den päbstlichen Ansprüchen gerade entgegen, und konnte die Absichten der Grossen unterstüzen, sobald man nur einig wurde, die Römische Republik als eine Aristokratie anzusehen, wo die Gewalt des Volks bei dem Adel allein ihren Sitz hätte. Sie glaubten also nicht, diese Eindrücke zerstören zu müssen: alles sprach von Rienzi, von der Römischen Gröse, von ihrem nahen Wiederaufkommen, und Rienzi selbst, den sein Schiksal immer fortrieb, streute von Zeit zu Zeit neue Funken aus, die den Brand allgemeiner machten.

Auf einer Mauer der Engelsburg sah man ein neues Gemälde, dessen Inhalt den Erfinder unverkennbar machte. In einem feurigen Abgrund, dessen Flammen an den Wolken leckten, wälzte sich eine ungeheure Menge Volks und rang mit dem Tode. Vorzüglich zeichnete sich eine Matrone mit gekröntem Haupte aus, die das Feuer schon halb verzehrt hatte. Auf der andern Seite war eine Kirche, aus welcher ein Engel herausstrat, weis gekleidet, ein blankes Schwert in der rechten Hand. Die linke bot er der gekrönten Dame, um sie aus dem Abgrund zu ziehen. Ueber dem Kirchthurm schwebten Petrus und Paulus, und riefen: Hülfe! Hülfe der, welche uns in ihren Tempeln aufnimmt! Aus den Lüften schoß ein Heer von Raubvögeln in die Flammen. Ueber ihnen erblickte man eine Taube, die einem kleinern Vogel einen Mirtenkranz gab; dieser nahm ihn an, verjagte die Raubvögel, und sezte der Matrone den Kranz auf. Unten las man die prophetischen Worte: Die Zeit des Rechtes ist nah: harret ihrer in Hofnung.

Diesmal war es nicht schwer, Rienzi's Meinung zu errathen. Man erkannte ihn in dem

dem kleinen Vogel, in der Matrone Rom, und in der Taube den heiligen Geist, von dem seine Weihung als Befreier Roms herrührte. Die Gährung kam nun auf's äußerste, und Rienzi sah sich, fast möcht' ich glauben zu seinem eignen Erstaunen, in den Stand gesezt, alles zu unternehmen. Sein lezter Wagestük war, daß er den sechszehnten Februar des Jahrs 1347, am ersten Tage der Fasten, an ein Thor von Rom die Worte anschlug: Bald wird Roms guter Zustand wieder hergestellt seyn. Um dieses ganz zu verstehen, muß man wissen, daß der gute Zustand eine Art von Feldgeschrei war, das Rienzi in Rom eingeführt hatte. So nannte er die Verbesserungen im Staate, mit welchen er seine Anhänger unterhielt, und er hatte den guten Zustand zum Götzen des Römischen Pöbels gemacht.

Bei den lezten Schritten, die er that, entdekt man mehr Absicht als bei den vorigen. Es fand sich gerade zu der Zeit ein günstiger Umstand ein, den er nicht ungenuzt vorbeilassen wollte, und um dessentwillen er die Ausführung seines Entwurfs beschleunigte. Der einzige Mann in Rom, der durch seine persön-

lichen Eigenschaften, durch festgegründeten Ruhm, Rienzi's Tollheiten ein Gegengewicht geben konnte, war damals in Sachen der Republik abwesend. Dieser Mann war Stefan Kolonna, der alte genannt, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, und seit einem halben Jahrhundert der Held Italiens. Das Haus der Kolonnas war überhaupt die erste Stüze der kaiserlichen Parthei in Italien, oder der Gibelinen. Die Besitzungen, die sie im Gebiete der Päbste hatten, veranlaßten öfters Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren geistlichen Oberhäuptern; daher erklärten sie sich für das kaiserliche Interesse, um diese gefährliche Lehnsherren in Furcht zu erhalten. Bonifaz der Achte hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die päbstliche Würde durch verschiedne unrechtmäßige Mittel an sich gerissen, aber die Kolonnas widersezten sich seiner Wahl. Dieser heftige und rachsüchtige Pabst erklärte das ganze Geschlecht in die Acht, und schrieb einen Kreuzzug gegen sie aus, an dessen Spize sich die Ursinis stellten, welche als geborne Erbfeinde und einzige Nebenbuhler des Hauses Kolonna die Parthei der Guelfen in Italien anführten. Sie nahmen alle Festungen ihrer

Feinde

Feinde ein, und die lezte und stärkste, Palestrina, welche sich freiwillig ergeben hatte, lies der meineidige Bonifaz von Grund aus zerstören. Die Kolonnas irrten nun als Flüchtlinge in der Welt herum. Keiner aber zeigte sich im Unglück heldenmüthiger als Stefan, ohngeachtet er sein Haus nicht vor der Gewalt und den Ränken des Pabstes hatte retten können. Auf seinen Kopf war ein Preis gesezt, und allen christlichen Fürsten bei Strafe des Kirchenbanns verboten, ihm Schuz und Schirm zu geben. Ohne Geld, ohne Freunde, überall von Mördern umgeben, die der Pabst gedungen hatte, schüzte ihn seine Grösse allein vor einem gewissen Tode. Er fiel in die Hände der Banditen, welche auf Befehl des Pabsts ihm überall auflauerten. Sie erkannten ihn nicht, und verlangten seinen Namen zu wissen; ich bin Stefan Kolonna, sagte er, römischer Bürger! Wie versteinert von dieser Festigkeit standen seine Mörder da, und keiner hatte das Herz, Hand an ihn zu legen. In diesem schrecklichen Gedränge wagte er sich sogar nach Italien, und nahm Theil an den Fehden seiner Freunde, denen sein Schwert meistens den Ausschlag gab. „Stefan,

Stefan,

Stefan," fragte ihn bey einer solchen Gelegenheit einer seiner Freunde, der ihn an seiner löwenmäßigen Tapferkeit erkannt hatte, „was macht Ihr hier? wo ist Eure Festung, daß Ihr Euch retten könnt? — Hier, antwortete er lächelnd, und deutete mit der Hand auf sein Herz. An den Höfen, wohin er auf seinem Irrgang gerieth, schlug der Heroismus, der sein ganzes Wesen umstrahlte, die Pracht der Könige und Fürsten nieder, und sie suchten seiner los zu werden, mehr, weil seine Gegenwart sie demüthigte, als aus Anhänglichkeit für den Pabst; keiner aber wagte es sich seiner zu bemächtigen. Von dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, der des Pabstes Anmaßungen nicht so geduldig ertrug als die andern Fürsten, wurde er endlich mit ofnen Armen aufgenommen, und hatte die Befriedigung, seinen grausamen Feind auf das äußerste gedemüthiget zu sehen. Nach dem Tode Bonifaz des Achten wurden die Kolonnas, theils durch dessen Nachfolger, theils durch Betrete des römischen Volks, wieder in ihre Rechte und Güter eingesezt; und Palestrina ward von neuem aufgebaut. Stefan, dieser Phönix, aus der Asche der alten Römer wiedergeboren, wie

ihn

ihn Petrarka nennt, ſezte ſich jezt in Rom nä-
her, wo ihm ſein Anſehen den wichtigſten Antheil
an der Verwaltung des Staats gab. Seine
Tugenden vermochten zwar wenig gegen die Ver-
derbtheit ſeiner Zeitgenoſſen und die traurige Zer-
rüttung ſeines Vaterlandes; doch mußte Rienzi
das ehrwürdige Alter dieſes Helden ſcheuen, und
er konnte erſt während ſeiner Abweſenheit, da
Steſan nach Kornato gereiſt war, um Getrai-
de für die Republik einzukaufen, den lezten
entſcheidenden Schritt wagen.

Bis jezt hatte Rienzi alles was er that,
öffentlich gethan, und vor den Augen ſeiner
Oberen. Der erſte und einzige Fall, wo er von
dieſer Publizität abwich, war eine nächtliche
Verſammlung gegen Ende Aprils, zu welcher
er die Misvergnügteſten unter dem Volke ins
geheim einladen lies. Sie kamen auf dem
Aventiniſchen Hügel zuſammen, und er ſpannte
noch einmal die ganze Kraft ſeiner Beredſam-
keit an, um ſie von der Nothwendigkeit einer
Staatsveränderung zu überzeugen. Er ſtellte
die Greuel, die in Rom vorgiengen, mit mehr
Nachdruck und Heftigkeit als jemals vor ihre
Augen, und forderte ſie auf, alles zu wagen,
um dem einreiſſenden Verderben zu ſteuern.

Was

Was aber mächtiger als seine stürmende Beredsamkeit würkte, war ein Abriß, den er ihnen von dem Zustande der päbstlichen Finanzen in Rom gab. Seine Stelle veranlaßte ihn zu einer sehr genauen Kenntniß von dem Ertrage der Abgaben, welche in die apostolische Kammer einliefen; er machte seine Zuhörer auf die Wichtigkeit dieses Hülfsmittels aufmerksam, und die zarten Gewissen, die sich gescheut hätten, diese heiligen Gelder zurück zu behalten, betäubte er mit der sehr gewagten Versicherung: er wisse, daß ihm die Einwilligung des Pabstes nicht fehlen würde. Nun fiengen die Versammelten an hell zu sehen, und er konnte ihre Entschliessungen lenken wohin er wollte. Diesen Augenblick benutzte er, las die Formel zu einem Eidschwure vor, durch welchen sie sich verbinden sollten, den guten Zustand zu bewirken, unterzeichnete sie zuerst, und fand die übrigen alle willig, seinem Beyspiel zu folgen.

Nach diesem Auftritt beschäftigte er sich einige Tage mit den nöthigen Veranstaltungen. Die Grösse eines Plans, dessen Ausführung so nah war, schien ihn zu begeistern, und er fieng jetzt an sein Glück wirklich zu verdienen. Es kam viel darauf an, daß er seine Prale-

reien

reien von dem guten Willen des Pabstes gegen ihn, durch irgend etwas, wenigstens auf einige Zeit, bestätigen konnte. Er suchte daher den damaligen päbstlichen Vikarius, Raimund, Bischof von Orvieta, auf seine Seite zu gewinnen, und er erreichte seinen Zweck vollkommen; denn Raimund entschloß sich alles, was Rienzi thun würde, stillschweigend und ausdrücklich zu genehmigen. Die Geschichtschreiber machen sich über Raimunds Bereitwilligkeit, das päbstliche Interesse aufzuopfern, sehr lustig; und es ist wahr, daß die Rolle, die er bey diesem ganzen Vorfall spielte, nicht die glänzendste war. Ob er aber eine klügere wählen konnte, ist eine andre Frage; zum mindesten läßt sich nicht wohl ein Ausweg denken, wobey seine eigne Sicherheit zugleich mit der souveränen Würde des Pabsts weniger gelitten hätte als bey diesem. Er mochte vielleicht besser als alle andern sehen, daß die Sache durch Widerstand nicht mehr zu verhindern war, und er hielt es für anständiger, Rienzi's Lüge zu bekräftigen, als das Ansehn des Pabstes durch einen unzeitigen Widerspruch auszusetzen. Wirklich hatte Klemens Ursache, dem glücklichen Rienzi für seine Heuchelei

Dank

Dank zu wissen; daher stimmte auch sein nachheriges Betragen ganz mit dem Sistem seines Vikarius überein. Er hatte die Geduld, das Uebel austoben zu lassen, und gewann dadurch alles.

Den achtzehnten May des Jahres 1347. ließ Rienzi durch einen Herold bei Trompetenschall, in allen Strassen von Rom ausrufen, daß sich ein jeder Römischer Bürger, die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten, in der Kirche von der Engelsburg unbewafnet einfinden sollte, sobald das Zeichen durch die Sturmglocke erschallt wäre. Aus dieser beyspiellosen, ungeheuren Kühnheit, eine Verschwörung vier und zwanzig Stunden vor ihrem Ausbruch austrompeten zu lassen, siehet man, wie sicher Rienzi auf die unglaublichste Blindheit der Grossen rechnen konnte. Auch dieses gieng als eine Buffonerie hin, und in der bestimmten Nacht fand sich das Römische Volk auf der Engelsburg ein.

Der Anfang war, daß dreissig Messen zu Ehren des heiligen Geists gelesen wurden, denen Rienzi mit unermüdeter Andacht von Mitternacht an bis neun Uhr des Morgens zuhörte. Den zwanzigsten May, (an diesem

Tage

Tage fiel in diesem Jahre gerade die Pfingstfeier, und er hatte ihn ausdrücklich gewählt, weil er von dem heiligen Geist inspirirt zu seyn vorgab,) um 9 Uhr des Morgens trat er endlich aus der Kirche heraus. An seiner Seite gieng der Bischof von Orvieta, er selbst war in völliger Rüstung, hundert Bewafnete umringten ihn, und hinter ihm folgte mit lautem Zurufungen und unmäßigem Freudengeschrei eine ungeheure Menge Volks, die bis jetzt noch nicht wuste was vorgehen sollte. Vor ihm her wurden drei Fahnen getragen, auf welchen die Freiheit, die Gerechtigkeit, und der Frieden in redenden Sinnbildern vorgestellt waren.

An der Spitze dieses Zugs ging er gerade auf das Kapitol zu, bestieg da die Rednerbühne, und wandte sich gegen das Volk, um Rechenschaft von diesem ausserordentlichen Schauspiele zu geben. Er verkündigte, daß er von dem glühendsten Eifer für Seine Heiligkeit den Pabst, und für das Römische Volk beseelt, alle Hindernisse überwunden hätte, welche der Freiheit der Römer bis jetzt im Wege standen, und daß von heute an Roms Fesseln durch ihn zerbrochen wären. Alsdann befahl er einem

aus seinem Gefolge, die Gesetze vorzulesen, die er zu Erhaltung des guten Zustandes entworfen hatte, und über deren Erfüllung er in Zukunft wachen wollte. Diese Gesetze eröfneten dem Volke eine goldne Aussicht, und mußten es vollends berauschen; denn sie zielten alle auf Freiheit und Sicherheit der Bürger, auf feste Gründung der Eigenthumsrechte, auf Demüthigung des Adels und Abstellung aller bisherigen Misbräuche. Statt der bisherigen Anarchie, führten sie eine völlige Demokratie ein, deren Repräsentant er blos seyn wollte. Kein Grosser durfte mehr eine Festung haben; die Zugänge der Stadt, die Brücken, die Thore, die sie in ihrer Gewalt hatten, sollten ihnen genommen und mit Bürgerwachen besetzt werden. Ueberhaupt wurde der Sold und die Anzahl sowohl der Reiterei, als des Fußvolks, auf einen bestimmten Fuß gesetzt. Ueber die Entscheidung der Rechtshändel, die Bestrafung der Uebelthäter, welche bisher durch den Mangel an Obrigkeiten und durch die Schwachheit oder Mitschuldigkeit derer, die sich dazu aufwarfen, ganz unterblieben war, versprach er, im Namen des Volks, mit unermüdlicher Gerechtigkeitsliebe zu wachen. Diese neuen

Ein-

Einrichtungen heilten die verzweifeltsten Uebel des Staats von Grund aus. Die schrecklichen Folgen einer Aristokratie, welche nicht einmahl auf Gesezen beruhte, nicht einmahl aus einer politischen Verbindung der Grossen bestund, sondern keine andre Sanktion hatte als die Uebermacht, den Muthwillen der Einzelnen, und die Schwachheit, die Erschlaffung des Ganzen: diese waren alle gehoben, sobald Rienzi's Gesetze durchgiengen.

Wie sie abgelesen waren, erinnerten sich die Römer zur rechten Zeit der Krönung Vespasians, und bedienten sich mit der ungestümsten Freude dieser Gelegenheit, ihre veralteten Rechte wieder hervorzusuchen, an die er sie zuerst gemahnt hatte. Sie traten ihm alle oberherrlichen Rechte in Rom und dem ganzen römischen Gebiete ab, und befugten ihn über ihr Leben und Eigenthum, in ihrem Namen, unumschränkt zu walten. Er blieb in diesem wichtigen Augenblicke der Politik getreu, die er seit einiger Zeit angenommen hatte, den strengsten Schein von Ehrfurcht gegen den Pabst zu beobachten. Er bat, daß man ihm den Bischof von Orvieto als Kollegen beilegen möchte, und versicherte, daß er bereit wä-

re allem zu entsagen, sobald seine Heiligkeit sich weigern sollte, die ganze Handlung zu genehmigen. Das Volk willigte in alles, und taumelte voll Freude und Hofnung heim. Rienzi blieb im Pallast, und sprach von diesem Tage seine Urtheile aus dem Kapitole. Die Senatoren—so hiessen die höchsten Obrigkeitspersonen in Rom—musten ihm diesen Platz räumen, den sie so schlecht besetzt hatten.

Rienzi war nun Fürst, König oder Kaiser von Rom geworden, (am Namen lag nichts, und er hatte die Freiheit, ihn selbst zu wählen) ohne einen Tropfen Bluts zu vergiessen. Eine so allgemeine Veränderung war ohne Schwertstreich, ohne den geringsten Schein von Widerstand vorgegangen. Aber diese unerhörte Ruhe und Friedlichkeit ist nach allem, was man gesehen hat, keinesweges auf Rechnung seiner Anstalten zu schreiben. Der Auftritt war im höchsten Grade unvorbereitet, denn das Volk, welches den meisten Theil daran hatte, wuste den Augenblick vorher noch nicht, was eigentlich damit gemeint war. Rienzi selbst hatte wenig oder nichts mit dem Geiste gethan, der die Anführer grosser Verschwörungen auszeichnet, sondern er schien sich mehr, von einem gewißen

gewissen fanatischen Zutrauen geleitet, dem blinden Zufall überlassen, als nach Berechnungen des Scharfsinns und der Politik würklich gewäzt zu haben. Demohngeachtet gab es Menschen genug in Rom, welche die äusserste Aufforderung gehabt hätten, sich mit Gefahr des Lebens der Ausführung seines Plans zu widersetzen; er nahm sich der Unterdrückten an, folglich hätten die Unterdrücker seine unversöhnlichen Gegner seyn sollen. Aber sobald es darauf ankam, daß mehrere Menschen zusammentreten sollten, fehlte es an einem gemeinschaftlichen Vereinigungsband. Die getheilte Verfassung, das zerstückelte Staatsinteresse, die wechselnde Regierung zertrennte nicht blos die verschiedenen Klassen der Bürger, sondern selbst die einzelnen Glieder jeder Klasse, durch entgegengesezte Leidenschaften und Absichten, in unvereinbare Partheien; und keiner konnte in den Plan eines andern eintreten. Es war daher natürlich, daß sie einem Menschen, der wie Rienzi kühn genug war, etwas neues zu unternehmen, anfangs geduldig zusahen, weil sie bei jeder Neuerung ihren Zustand zu verbessern hofften, und also Grund hatten, wenigstens abzuwarten, ob seine Absichten nicht gerade

rade mit den ihrigen zusammenstimmten. In einem Staate, dessen Verfassung, wenn auch fehlerhaft, doch wenigstens sicher genug ist, um wiederum das Glück einiger Bürgerklassen zu sichern, fallen diese Hofnungen weg, und die beglückten Klassen werden nicht ermangeln, sich allen Neuerungen mit Gewalt zu widersezen, weil sie bei einer jeden zu verlieren fürchten. In Rom war es nicht so: die Guelfen konnten immer hoffen, daß Rienzi dem päbstlichen Interesse ergeben war; die Gibelinen hatten Grund genug, seine Ergebenheit in den Willen des heiligen Vaters für Heuchelei zu halten; die Anhänger des Volks blieben bei seinen Worten; und die Großen wußten zwar, daß er es mit ihnen überhaupt schlimm genug meinte, aber an wahre republikanische Tugend glaubten sie nicht, und jeder Einzelne schmeichelte sich, daß just sein Nebenbuhler in Rang und Ansehen allein unter dieser Neuerung leiden würde. Ausserdem hatten die Partheien, welche Rom zerrissen, die Stätigkeit und die hartnäckige Ueberzeugung nicht, die man immer in ächtrepublikanischen Zwietrachten findet: wer heute Guelf war, wurde morgen Gibelin, entweder aus Eigennuz, oder aus natürlicher Unbeständigkeit,

digkeit, oder weil einer seiner Feinde sich mit dem Pabste versöhnt hatte. Es war also an keine Gegenverbindung zu denken; und was den Trop des Volks betrift, dieser handelte, wie in allen Ländern und Zeiten, auch hier nach dem Strom eines augenblicklichen Enthusiasmus.

Das Gerücht von dieser Begebenheit gelangte bald nach Korneto zu dem alten Kolonna. Sein Entschluß war schnell gefaßt: er glaubte durch seine bloße Gegenwart den Aufruhr zu dämpfen, und ritt mit wenigen Begleitern nach Rom. Der Eintritt in die Stadt schien seine Meinung von der Unerheblichkeit dieses Vorfalls zu bestätigen: alle Strassen waren ruhig, die allgemeine Stille wurde nur von dem Geräusch der gewöhnlichen Arbeiten und den Tritten unbefangner Vorübergehenden unterbrochen. Er redete einige aus dem Volke an, und machte ihnen gemäßigte Vorwürfe über das, was er vernommen hatte, die ohne alle Betretung angehört wurden. So gelangte er unangefochten in seinen Pallast, wo er auszuruhen beschloß, und geduldig abzuwarten, was sich von jenen Nachrichten, die nun beinahe allen Glauben bei ihm verloren hatten,

allenfalls noch bestätigen würde. Aber Rienzi lies ihn nicht lange in seinem Irrthum; sobald er Nachricht von Stefans Ankunft hatte, schikte er ihm einen schriftlichen Befehl, binnen einer Stunde Rom zu verlassen. Stefan zerriß voll Unwillen den Befehl, und sagte: wenn ihm der Narr den Kopf warm machte, würde er ihn noch zu den Fenstern des Kapitols hinauswerfen lassen. Er sah aber bald, daß dieser Narr gefährlicher war als er jemals gedacht hatte, denn kaum hatte Rienzi diese verächtliche Aufnahme seines Befehls vernommen, so lies er im Kapitol Lärm schlagen; auf dieses Zeichen lief das Volk aus allen Winkeln der Stadt bewafnet herbei. In wenigen Augenblicken war Kolonnas Haus umringt, er sah sich in der dringendsten Gefahr, und hatte kaum die Zeit, sich auf sein Pferd zu setzen und durch einen verborgnen Ausweg zu entfliehen. Auf diese Weise kam er glücklich nach Palästrina, wo er erst zu sich selbst kam, um seine unzeitige Sicherheit zu bereuen.

Rienzi benutzte diesen günstigen Zeitpunkt, wo ihm die Stimmung des Volks alles zu wagen erlaubte, und lies unmittelbar darauf allen Römischen Edelleuten und Grossen bedeuten,

aus

aus Rom zu gehen und sich auf ihre Güter zu begeben. Bestürzt von Kolonnas Fluche, gehorchten sie alle und reisten unverzüglich ab. Nun die Stadt von allen ihren kleinen Tirannen gesäubert war, arbeitete Rienzi, der das Volk lenken und anstellen konnte, wie er wollte, an der würklichen Ausübung seiner Gesetze. Er hob aus dem Volke Wachen heraus für alle Theile und Zugänge der Stadt; bemächtigte sich aller Palläste des Adels, welche so vielen Festungen glichen; setzte untergeordnete Obrigkeiten nieder, die in seinem Namen Recht sprachen und ausübten; verurtheilte die schlimmsten Verbrecher, die schon in den Gefängnissen von Rom waren, oder die er erst hatte festsetzen lassen, und sorgte für die strengste und geschwindeste Vollstreckung seiner Urtheile. Der Anfang seiner Regierung rechtfertigte das Zutrauen des Volks vollkommen, und lies eine pünktliche Erfüllung seiner glänzenden Verheissungen hoffen.

Jetzt da alles eingeleitet war, wie er nur wünschen konnte, machte er sich's zur wichtigsten Angelegenheit, an dem Pabst zu arbeiten, daß er ihn nicht in seiner Lüge stecken lies. Er setzte einen Brief auf, voll der kindlichsten Ehr-

furcht, der frömmsten Ergebenheit, worinn er dem Pabst Nachricht von seinem Unternehmen und von dessen glücklichem Erfolge gab; übrigens die stärksten Versicherungen machte, daß er blos zum Besten des heiligen Stuhls so gehandelt hätte, und daß er auch in Zukunft mit keinem Worte, mit keinem Schritte seinem Ansehen zu nahe treten würde. Ein Schreiben des Bischofs von Orvieta unterstützte das Seinige. Glücklicher Weise hatte man die erste Nachricht von diesem Vorfalle nicht durch ihn erhalten, sondern das Gerücht davon war schon vorher, sehr vergrössert nach Avignon gekommen, und hatte den päbstlichen Hof mit Schrecken erfüllt. Aus Petrarkas Schriften erfahren wir, welchen Eindruck diese Nachrichten in Avignon gemacht hatten. Gewisse Menschen, die nach der That alles vorausgesehen haben wollten, spotteten über die hohen Erwartungen, die er von einem Menschen wie Rienzi gehabt hatte, und über seinen Enthusiasmus für ein so vergängliches, so wenig festes Gebäude als diese wiederauflebende Republik. Seine Antwort war, daß seine Freude nicht grösser gewesen wäre als der Schrecken der andern; jetzt freilich, da die Gefahr vorbei

sei wäre, läugnete man, daß man sie je gefürchtet hätte; aber er konnte als Augenzeuge am besten wissen wie allgemein und äusserst deutlich die Bestürzung gewesen wäre. Der Schein von Gehorsam, den Rienzi annahm, mußte also dem Pabst sehr willkommen seyn; denn so hartnäckig und eifern der päbstliche Hof selbst auf seinen ungerechtesten Forderungen bestand, so besas er doch die nöthige Geschmeidigkeit, sich in die Umstände zu fügen auch in diesen Zeiten. Ueberhaupt waren die Päbste gewohnt, in ihrem Betragen gegen die Römer etwas von ihrem geistlichen Despotismus abzulassen, weil sie gegen diese alle Rücksichten weltlicher Fürsten zu beobachten hatten. Klemens unterzog sich der Rolle, die ihm Rienzi anwies, mit dem größten Vergnügen. Er benutzte die Freiheit, die man ihm so unverhofft lies, den Herrn zu spielen, und spielte aus Erkenatlichkeit den gütigen Herrn, der einen kleinen Verstoß gegen die Form des Gehorsams, um der Absichten und des gröſseren Gutes willen, gern vergab; jedoch unter dem Bedinge, daß Rienzi in seinem pflichtmäſsigen Betragen gegen den heiligen Stuhl fortfahren würde.

Uebri-

Uebrigens hatte sich Rienzi, noch ehe er den Erfolg seiner Unterhandlungen in Avignon wußte, auf alle Fälle gesichert. Er war in der Ausübung der Tugenden, durch welche er sich am besten in der Liebe des Volks festsetzen konnte, unermüdet fortgegangen, und hatte es so weit gebracht, daß ihm die Römer nichts verweigert hätten, was ihm auch zu verlangen eingefallen wäre. Nun kam es darauf an, das Ansehen und die oberste Gewalt, die er besaß, durch einen bestimmten Namen und Rang zu bezeichnen. In dieser Absicht versammelte er das Volk. Seine Kenntnis der alten Geschichte half ihm hier auf einen glücklichen Gedanken: er verschmähte die glänzendsten Titel, und bat das Volk blos, ihn als seinen Tribun zu erkennen. So wie ehemals diese Würde wäre erfunden worden, sagte er, um die Plebeier vor dem Uebermuth und den ungerechten Anmaaßungen der Patrizier zu schützen, eben so und unter gleichen Umständen könnten sie die Enkel jener Römer in seiner Person erneuern. Er trieb seine Bescheidenheit noch weiter: selbst diesen unscheinbaren Titel wollte er nicht allein tragen; sondern er bat, daß man auch hierinn den Bischof von Orvieta ganz

wie

wie ihn behandeln, und ihm denſelben Namen, daſſelbe Anſehen, dieſelben Rechte ertheilen möchte. Das Volk beſtätigte ſie beide feierlich in dieſer Würde, deren Bedeutung es ſelbſt nur ſehr dunkel verſtand, und Rienzi ſchickte ſich mit gedoppeltem Ernſte an, ſeinen Beruf zu erfüllen.

Die aus ihrer Vaterſtadt verbannten Groſſen konnten ſeine überhäuften Beleidigungen nicht verſchmerzen. Sie dachten daran, freilich etwas ſpät, eine Verbindung unter ſich zu errichten, durch welche ſie die neu ausgebreitete Gewalt dieſes Elenden ſtürzen könnten. Aber ihre gegenſeitigen Feindſchaften waren zu eingewurzelt, und ihr Geiſt war zu klein, um ſie der gemeinen Sache aufzuopfern. Mitten in ihrer Uneinigkeit traf ſie eine zerſchmetternde Botſchaft des Tribuns. Er lies ſie vor ſich fordern, um in ſeine Hände der Republik Treue und Gehorſam zu ſchwören. Die Ueberbringer dieſer Befehle ſchilderten ſeine Macht fürchterlich ab, und gaben ihnen Beweiſe, daß er nicht blos mit leeren Worten ſpielte, ſondern daß er Mittel im Ueberfluß hätte, ſie zu zwingen, wenn ſie ja Schwierigkeiten machen wollten. Dieſer plötzliche Wechſel hemmte alle ihre Ent-

Entschlüsse; sie hatten bei ihrer übereilten Flucht aus Rom alle Hülfsmittel zurückgelassen, die zu einem schnellen Widerstand gehörten; ihre eignen Zwistigkeiten hatten die ruhige Klugheit aus ihrer Versammlung verjagt, und sie machten sich insgesamt auf den Weg, vor Rienzi's Tribunal zu erscheinen.

So kamen sie in Rom an, wo alles was sie erblickten, von der unerhörten Veränderung zeugte. Rienzi erwartete sie im Kapitol, und ein unzählbares Volk strömte dahin, um dem grossen Auftritt zuzusehen. Jezt fieng eine neue Furcht bei ihnen an: ob selbst ihr Gehorsam abwenden würde, was der Tribun gegen sie beschlossen haben möchte? Sie erwarteten zitternd die Zurükkunft des ersten, der sich entschlossen hatte, vor den Tribun zu treten. Dies war Stefan Kolonna der jüngere, des grossen Kolonna Sohn. Aber die Schrecken, die Rienzi's Gegenwart zu umgeben schienen, ergriffen auch ihn; seine Aufopferung fieng fast an ihn zu gereuen, als der Tribun auf ihn zukam, in völliger Rüstung, — denn er erschien nie anders — und ihn bei der Hand vor einen Altar führte. Hier hies er ihn auf das allerheiligste schwören: nie die Waffen gegen

gen ihn oder das Römische Volk zu führen, für die Sicherheit des Handels und der öffentlichen Straßen zu wachen, keine Banditen und andre Uebelthäter in Schuz zu nehmen, den Wittwen und Waisen beizustehen, die öffentlichen Gelder nicht anzurühren, und bewafnet oder unbewafnet vor ihm zu erscheinen, wie und sobald er es beföhle. Diese Eidesformel enthielt alle Verbrechen, deren sich die Grossen bis jezt schuldig gemacht hatten; er konnte freilich nicht hoffen, sich dadurch ihrer Gewissen zu versichern, aber eine solche Feierlichkeit war dem republikanischen Rausch vor der Hand sehr angemessen. Nachdem Kolonna geschworen hatte, erlaubte ihm der Tribun abzutreten; und er kehrte wieder zu den übrigen, denen diese schändliche Erniedrigung noch ein Trost war: so weit war ihre Furcht gegangen! Sie drängten sich nun alle hinein, und folgten, einer nach dem andern, Kolonnas Beispiele nach. Eben diesen Tag hatte Rienzi gewählt, um die Huldigung der übrigen Stände des Volks anzunehmen. Kaufleute, Soldaten, Handwerker, Bettler, alle traten vor ihn, und sagten ihm mit römischen Freudenbezeugungen Treue und Gehorsam zu; er schien die

Gleich-

Gleichheit des goldnen Alters unter ihnen wieder hergestellt zu haben.

Rienzi hatte, seitdem er eine Rolle in der Republik spielte, ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit vor Augen gehabt, dem er beständig treu geblieben war. Die strengste Ausübung dieser Tugend war es, die ihm schon als Notarius der apostolischen Kammer so viel Ansehen bei dem Volke verschafte. Auf sie bezogen sich alle seine Plane, alle seine Einrichtungen; sie selbst schien ihm die Gesetze eingeflößt zu haben, die er auf der Engelsburg dem Volke vorschlug. Weil er in der Klasse der Unterdrükten geboren war, hatte er die Gerechtigkeit vorzüglich schätzen gelernt, und die mächtigen Würkungen, die sein Enthusiasmus für sie auf das Volk machte, mußten ihn noch mehr an sie fesseln. Er hatte genug gelesen, und er besaß, bei aller seiner Ueberspannung, noch immer Vernunft und Feinheit, oder wenn man will, Instinkt genug, um die Unfehlbarkeit dieses Zaubers zu erkennen. Strenges, unbiegsames Recht war seine Loosung und die Stütze seiner Gewalt. Die Größe seines jetzigen Amtes erhob ihn weit über ihn selbst; er war in einer Art von Begeisterung, die seiner

Seele

Seele einen ungewöhnlichen Schwung gab. Der Fanatismus ist ansteckender als die Weisheit; daher setzte ihn seine Ueberspannung selbst, weil sie sich denen mittheilte, die in seiner Atmosphäre lebten, in den Stand, das Unmögliche zu erreichen. Die Grossen musten die ersten Opfer seiner unerbittlichen Strenge seyn; daher fügten sich auch die Kleinen hinein, weil sie ihre Tirannen noch mehr hasten als sie die Zügellosigkeit liebten. In wenigen Tagen war ein Volk von Elenden, die ihr Unglück verdienten, die wechselsweise Räuber und Beraubte waren, durch einen einzigen Menschen in das freieste, glücklichste und rechtschaffenste Volk unter der Sonne verwandelt.

Einige Züge, die von allen Geschichtschreibern der damaligen Zeit bestätigt werden, sind so unglaublich und romanhaft, daß man sich in einen andern, besseren Planeten versetzt glaubt, wenn man sie liest. Im Handel wurde die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet; die Kaufleute sagten von ihren Waaren: dies ist gut; dies ist schlecht, und ihr Wort war die Wahrheit selbst. Von Diebstählen und Räubereien hörte man nicht mehr reden; giengen ja welche vor, so war der Tribun unermü-

Er fand ein Mittel, seine Gesetze nicht blos innerhalb der Stadt Rom, sondern auch in den umliegenden Gegenden, die unter der Botmäßigkeit des römischen Volks standen, geltend zu machen, indem er die Schloßbesitzer und kleinen Tirannen dieser Gegenden über alle Verbrechen, Räubereien und Mordthaten, die in ihrem Gebiete verübt wurden, zur Verantwortung zog und für ihre Nachläßigkeit bestrafte. Sein Einfluß erstreckte sich noch weiter; denn aus allen Winkeln von Italien wurden ihm Prozesse zur Entscheidung vorgelegt, und man hielt sich pünktlich an seine Urtheile. Bedrängte von allen Ländern flüchteten nach Rom, und begaben sich in den Schutz des Tribuns. Dagegen sah man in ganz Italien Verbrecher und Uebelthäter herumirren, die vor seinen unabläßigen Nachsuchungen flohen, und durch ihre Rastlosigkeit das Schrecken seines Namens überall verbreiteten. Er war oft grausam, aber nie ungerecht. Gegen gewisse Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit und die Heiligkeit des Eigenthums angriffen, war er unerbittlich; weder Stand noch Ansehen des Verbrechers konnten ihm die Strafe ersparen. Während seines Tribunats wur-

den mehrere Edelleute aus den ersten Geschlechtern hingerichtet, und was noch mehr war, er ließ sogar einem Mönch vor der Thüre seines Klosters den Kopf abschlagen. Als Richter suchte er durch alles Ehrfurcht und Schrecken einzuflössen; in seinem Gesicht herrschte ein fürchterlicher Ernst, in seinen Reden eine gebieterische Kürze; selbst seine Kleidung und die andern äusserlichen Dinge, die ihn umgaben, verstärkten diesen Eindruck. Sobald er aber seine Urtheile gesprochen hatte, war er wieder sanft und herablassend, gab dem niedrigsten Bettler Gehör und suchte zu helfen, wo er konnte.

Man wird sich indessen leicht denken können, daß dieser Würkungskreis für Rienzi's Ehrgeiz noch zu eng war. Wie er sah, daß der Erfolg seine trunkensten Erwartungen übertraf, und daß sein Ruf bereits in ganz Europa verbreitet war, fieng er an, auch auswärts nach politischer Thätigkeit zu streben. Seine Absicht war vor der Hand — wenigstens gab er sie dem Volke dafür aus — alle Fürsten und Republicken von Italien einzuladen, in Bündniß mit ihm zu treten, und für den guten Zustand, den er nun weiter verbreitet sehen wollte,

wollte, gemeine Sache mit ihm zu machen. Er stellte dem Volke vor, daß Rom durch eine solche Allianz wiederum das Haupt von ganz Italien werden könnte, und er spannte auf diese Weise den römischen Stolz höher als jemals. Zu diesem Behufe sandte er Kuriere, mit Briefen von seiner Hand, in alle Hauptstädte von Italien; und damit noch nicht zufrieden, schrieb er an alle Europäische Fürsten, um ihnen seine Freundschaft anzubieten und sie um die ihrige zu bitten. Bey diesen Botschaften bemerkt man ein lächerliches Gemisch von Stolz und Demuth, von Pracht und Simplizität, das aber damals nicht wenig dazu beitrug, ihre Aufnahme zu begünstigen und die Menschen, an die sie gerichtet waren, zu blenden. Er gab sich selbst die prächtigsten ausschweifendsten Benennungen; so lautet der vollständige Titel, unter welchem er sich in diesen Briefen ankündigte: Nicolaus Severus et Clemens, Candidatus Spiritus Sancti Miles, Libertatis, Pacis Iustitiaeque Tribunus Augustus, Sacrae Romanae Reipublicae Liberator Illustris, Zelator Italiae, Amator Orbis. Dagegen waren seine Kuriere unbewafnet, sehr einfach gekleidet, und

trugen nichts als einen versilberten Stab in der Hand, welcher für das Wahrzeichen ihrer Sendung galt. An diesem wurden sie auch überall erkannt, und mit den gröſten Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Die mächtigsten Fürsten und Städte von Italien beantworteten seine Briefe mit prächtigen Gesandtschaften. In Rom war ein solcher Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern, daß der Platz kaum mehr zureichte sie alle zu beherbergen. Auch die Fürsten auſser Italien behandelten den Tribun wie ihres gleichen. Der Kaiser Ludwig von Baiern, der seit zwanzig Jahren mit dem päbstlichen Stuhl in Streit lebte, der mehrmals vergebens sich auszusöhnen gesucht hatte und jetzt einen neuen gefährlichen Gegenkaiser in der Person Karls von Luxemburg aufsteigen sah, wandte sich endlich an Rienzi, in der Hofnung, mit seiner Fürsprache bey dem Pabste durchzusetzen was ihm so oft schon mislungen war. Seine Gesandschaft war zwar heimlich, aber doch nicht so unbekannt, daß nicht die ganze Ehre davon auf den Tribun zurükgefallen wäre. Am rühmlichsten aber waren für ihn die Neapolitanischen Gesandtschaften, welche einen

grossen

grossen Rechtshandel zwischen zwey gekrönten Häuptern, der alle Höfe von Europa beschäftigte, seiner Entscheidung unterwarfen. Johanna, Königin von Neapel, war angeklagt, daß sie Theil an der Ermordung ihres Gemahls Andreas genommen hätte. Andreas Bruder, Ludwig, König von Hungarn, hatte seine Staaten verlassen, um seinen Bruder an dieser treulosen Gattin zu rächen; sie aber rief Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an, und ihre Jugend, ihre ausserordentliche Schönheit war mehr als hinreichend, die Meinung der Welt zu bestechen; ganz Europa war zwischen diesen beiden Partheien getheilt. Sie vereinigten sich endlich dahin, daß sie den Tribun von Rom, als den gerechtesten Mann seiner Zeit, zum Schiedsrichter erwählten. Von allen, in diese grosse Sache verwickelten Fürsten, kamen Gesandte nach Rom, die in dem Glanz ihrer Aufzüge mit einander wetteiferten. Rienzi beschied sie vor seinen Gerichtsstuhl, und sie erschienen in Gegenwart des Römischen Volks, um für die Sache ihrer Herren zu sprechen. Aber seine Gerechtigkeitsliebe war in diesem Falle seiner ehrgeitzigen Politik untergeordnet. Er hörte ihre gegenseiti-

gen Gründe mit richterlichem Ernst an, und hütete sich übrigens ein Urtheil zu sprechen. Seine Absicht war, beide Theile mit gleicher Schonung zu behandeln und keinen durch eine best nannte Entscheidung zu erbittern, um mit der Zeit einen Plan auszuführen, den er mit dem Kaiser Ludwig von Baiern entworfen hatte, und dessen Opfer beide geworden wären. So weit war es in so kurzer Zeit mit ihm gekommen, daß er die Könige und Fürsten am Seile herum führen durfte. Der einzige Philipp von Valois, welcher damals in Frankreich regierte, war von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen worden. Rienzi hatte an ihn auch geschrieben, und Philipp antwortete ihm. Aber er faßte seine Antwort so steif und kümmerlich ab, daß sie gegen Rienzi's praleriſchen Stil sehr lächerlich kontrastirte; und er vertraute sie einem gemeinen Boten an, dem er noch dazu, wie von einem prophetiſchen Geist getrieben, die geheime Instruction gab, sich auf seiner Reise nicht zu übereilen. Philipps Ahndung traf ein; denn als der Bote in Rom ankam, war Rienzi schon verschwunden.

Neben jenen Ehrenbezeugungen, die von allen Höfen auf den Tribun zuströmten, verdienen

dienen auch die Briefe und die Gedichte erwähnt zu werden, die Petrarka an ihn richtete, denn das Ansehn dieses Dichters unter seinen Zeitgenossen, das uns jetzt vielleicht sein Verdienst zu übertreffen scheint, gab diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung einen ungemeinen Werth. Rienzi war ihm seit jener feierlichen Gesandtschaft bey dem Pabst aus den Augen gekommen; und da er die Nachricht von der wichtigen Revolution erhielt, die sein Freund so glücklich durchgeführt hatte, war seine Ueberraschung, die dichterischen Träume, mit denen er sich von jeher am liebsten beschäftigt hatte, jetzt würklich erfüllt zu sehen, eben so groß als seine Freude. In dem ersten Rausche setzte er einen grossen Brief auf, worinn er seinen Enthusiasmus über diese schönen Aussichten auslies. Er redete bald die Römer, bald den Tribun selbst an; er ermahnte die Römer, ihres Glücks werth zu bleiben und nie zu vergessen, was sie ihrem Erretter schuldig wären; er verglich den Tribun mit dem ersten Brutus, der den Narren gespielt hatte, um die Tirannen sichrer zu stürzen; er suchte den Haß des Volks gegen die Grossen durch die heftigsten Verwünschungen ihres Despotismus anzufeuern, ohngeachtet ihn

der in Verfolgung der Thäter, und wenn sie seinen Nachsuchungen entgiengen, so ersetzte er selbst, gleichsam um sich für diese Saumseligkeit zu bestrafen, den Werth der geraubten Dinge. Die Fuhrleute liessen ihre Güter auf den öffentlichen Strassen liegen, und waren sicher, daß sie den folgenden Tag alles wieder fanden. Fielen Streitigkeiten unter Privatpersonen vor, so wurden sie augenblicklich dem Tribun vorgelegt, der sie durchgängig nach dem Wiedervergeltungsrecht entschied. Schlag für Schlag, Auge für Auge, Leben für Leben, das war die allgemeine Richtschnur. Aber zugleich waren öffentliche Friedensstifter oder Versöhner (pacarii) niedergesetzt, welche den Beleidigten oder seine Freunde und Verwandten, die für ihn klagten, zu bereden suchten, etwas von der Strenge ihres Rechts abzulassen. Nur in dem Fall, daß sie auf die ganze Strafe bestanden, wurde sie würklich an dem Beklagten vollstreckt, sodann aber musten sich die beyden Partheien umarmen, es wurde an keine Feindschaft mehr gedacht, und dies alles war gewöhnlich in einer halben Stunde abgethan. Auf diese Weise wuste er selbst die italiänische Rachsucht zu mildern.

Er

Er fand ein Mittel, seine Gesetze nicht blos innerhalb der Stadt Rom, sondern auch in den umliegenden Gegenden, die unter der Botmäßigkeit des römischen Volks standen, geltend zu machen, indem er die Schloßbesitzer und kleinen Tirannen dieser Gegenden über alle Verbrechen, Räubereien und Mordthaten, die in ihrem Gebiete verübt wurden, zur Verantwortung zog und für ihre Nachläßigkeit bestrafte. Sein Einfluß erstreckte sich noch weiter; denn aus allen Winkeln von Italien wurden ihm Prozesse zur Entscheidung vorgelegt, und man hielt sich pünktlich an seine Urtheile. Bedrängte von allen Ländern flüchteten nach Rom, und begaben sich in den Schutz des Tribuns. Dagegen sah man in ganz Italien Verbrecher und Uebelthäter herumirren, die vor seinen unabläßigen Nachsuchungen flohen, und durch ihre Rastlosigkeit das Schrecken seines Namens überall verbreiteten. Er war oft grausam, aber nie ungerecht. Gegen gewisse Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit und die Heiligkeit des Eigenthums angriffen, war er unerbittlich; weder Stand noch Ansehen des Verbrechers konnten ihm die Strafe ersparen. Während seines Tribunats wur-

den mehrere Edelleute aus den ersten Geschlechtern hingerichtet, und was noch mehr war, er liess sogar einem Mönch vor der Thüre seines Klosters den Kopf abschlagen. Als Richter suchte er durch alles Ehrfurcht und Schrecken einzuflössen; in seinem Gesicht herrschte ein fürchterlicher Ernst, in seinen Reden eine gebieterische Kürze; selbst seine Kleidung und die andern äusserlichen Dinge, die ihn umgaben, verstärkten diesen Eindruck. Sobald er aber seine Urtheile gesprochen hatte, war er wieder sanft und herablassend, gab dem niedrigsten Bettler Gehör und suchte zu helfen, wo er konnte.

Man wird sich indessen leicht denken können, daß dieser Würkungskreis für Rienzi's Ehrgeiz noch zu eng war. Wie er sah, daß der Erfolg seine trunkensten Erwartungen übertraf, und daß sein Ruf bereits in ganz Europa verbreitet war, fieng er an, auch auswärts nach politischer Thätigkeit zu streben. Seine Absicht war vor der Hand — wenigstens gab er sie dem Volke dafür aus — alle Fürsten und Republicken von Italien einzuladen, in Bündniß mit ihm zu treten, und für den guten Zustand, den er nun weiter verbreitet sehen

wollte,

wollte, gemeine Sache mit ihm zu machen. Er ſtellte dem Volke vor, daß Rom durch eine ſolche Allianz wiederum das Haupt von ganz Italien werden könnte, und er ſpannte auf dieſe Weiſe den römiſchen Stolz höher als jemals. Zu dieſem Behufe ſandte er Kuriere, mit Briefen von ſeiner Hand, in alle Hauptſtädte von Italien; und damit noch nicht zufrieden, ſchrieb er an alle Europäiſche Fürſten, um ihnen ſeine Freundſchaft anzubieten und ſie um die ihrige zu bitten. Bey dieſen Botſchaften bemerkt man ein lächerliches Gemiſch von Stolz und Demuth, von Pracht und Simplizität, das aber damals nicht wenig dazu beitrug, ihre Aufnahme zu begünſtigen und die Menſchen, an die ſie gerichtet waren, zu blenden. Er gab ſich ſelbſt die prächtigſten ausſchweifendſten Benennungen; ſo lautet der vollſtändige Titel, unter welchem er ſich in dieſen Briefen ankündigte: Nicolaus Severus et Clemens, Candidatus Spiritus Sancti Miles, Libertatis, Pacis Iuſtitiaeque Tribunus Auguſtus, Sacrae Romanae Reipublicae Liberator Illuſtris, Zelator Italiae, Amator Orbis. Dagegen waren ſeine Kuriere unbewafnet, ſehr einfach gekleidet, und

trugen nichts als einen versilberten Stab in der Hand, welcher für das Wahrzeichen ihrer Sendung galt. An diesem wurden sie auch überall erkannt, und mit den gröſten Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Die mächtigsten Fürsten und Städte von Italien beantworteten seine Briefe mit prächtigen Gesandtschaften. In Rom war ein solcher Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern, daß der Platz kaum mehr zureichte sie alle zu beherbergen. Auch die Fürsten auſser Italien behandelten den Tribun wie ihres gleichen. Der Kaiser Ludwig von Baiern, der seit zwanzig Jahren mit dem päbstlichen Stuhl in Streit lebte, der mehrmals vergebens sich auszusöhnen gesucht hatte und jetzt einen neuen gefährlichen Gegenkaiser in der Person Karls von Luxemburg aufsteigen sah, wandte sich endlich an Rienzi, in der Hofnung, mit seiner Fürsprache bey dem Pabste durchzusetzen was ihm so oft schon mislungen war. Seine Gesandschaft war zwar heimlich, aber doch nicht so unbekannt, daß nicht die ganze Ehre davon auf den Tribun zurükgefallen wäre. Am rühmlichsten aber waren für ihn die Neapolitanischen Gesandtschaften, welche einen

grossen

grossen Rechtshandel zwischen zwey gekrönten Häuptern, der alle Höfe von Europa beschäftigte, seiner Entscheidung unterwarfen. Johanna, Königin von Neapel, war angeklagt, daß sie Theil an der Ermordung ihres Gemahls Andreas genommen hätte. Andreas Bruder, Ludwig, König von Hungarn, hatte seine Staaten verlassen, um seinen Bruder an dieser treulosen Gattin zu rächen; sie aber rief Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an, und ihre Jugend, ihre ausserordentliche Schönheit war mehr als hinreichend, die Meinung der Welt zu bestechen; ganz Europa war zwischen diesen beiden Partheien getheilt. Sie vereinigten sich endlich dahin, daß sie den Tribun von Rom, als den gerechtesten Mann seiner Zeit, zum Schiedsrichter erwählten. Von allen, in diese grosse Sache verwickelten Fürsten, kamen Gesandte nach Rom, die in dem Glanz ihrer Aufzüge mit einander wetteiferten. Rienzi beschied sie vor seinen Gerichtsstuhl, und sie erschienen in Gegenwart des Römischen Volks, um für die Sache ihrer Herren zu sprechen. Aber seine Gerechtigkeitsliebe war in diesem Falle seiner ehrgeitzigen Politik untergeordnet. Er hörte ihre gegenseiti-

gen Gründe mit richterlichem Ernste an, und hütete sich übrigens ein Urtheil zu sprechen. Seine Absicht war, beide Theile mit gleicher Schonung zu behandeln und keinen durch eine best immte Entscheidung zu erbittern, um mit der Zeit einen Plan auszuführen, den er mit dem Kaiser Ludwig von Baiern entworfen hatte, und dessen Opfer beide geworden wären. So weit war es in so kurzer Zeit mit ihm gekommen, daß er die Könige und Fürsten am Seile herum führen durfte. Der einzige Philipp von Valois, welcher damals in Frankreich regierte, war von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen worden. Rienzi hatte an ihn auch geschrieben, und Philipp antwortete ihm. Aber er faßte seine Antwort so steif und kümmerlich ab, daß sie gegen Rienzi's prahlerischen Stil sehr lächerlich kontrastirte; und er vertraute sie einem gemeinen Boten an, dem er noch dazu, wie von einem prophetischen Geist getrieben, die geheime Instruction gab, sich auf seiner Reise nicht zu übereilen. Philipps Ahndung traf ein; denn als der Bote in Rom ankam, war Rienzi schon verschwunden.

Neben jenen Ehrenbezeugungen, die von allen Höfen auf den Tribun zuströmten, ver-

dienen

dienen auch die Briefe und die Gedichte erwähnt zu werden, die Petrarka an ihn richtete, denn das Ansehn dieses Dichters unter seinen Zeitgenossen, das uns jetzt vielleicht sein Verdienst zu übertreffen scheint, gab diesen öffentlichen Beweisen seiner Achtung einen ungemeinen Werth. Rienzi war ihm seit jener feierlichen Gesandtschaft bey dem Pabst aus den Augen gekommen; und da er die Nachricht von der wichtigen Revolution erhielt, die sein Freund so glücklich durchgeführt hatte, war seine Ueberraschung, die dichterischen Träume, mit denen er sich von jeher am liebsten beschäftigt hatte, jetzt würklich erfüllt zu sehen, eben so groß als seine Freude. In dem ersten Rausche setzte er einen grossen Brief auf, worinn er seinen Enthusiasmus über diese schönen Aussichten auslies. Er redete bald die Römer, bald den Tribun selbst an; er ermahnte die Römer, ihres Glücks werth zu bleiben und nie zu vergessen, was sie ihrem Erretter schuldig wären; er verglich den Tribun mit dem ersten Brutus, der den Narren gespielt hatte, um die Tirannen sichrer zu stürzen; er suchte den Haß des Volks gegen die Grossen durch die heftigsten Verwünschungen ihres Despotismus anzufeuern, ohngeachtet ihn

ſelbſt die engſten Bande der Freundſchaft und der Dankbarkeit an die Kolonnas feſſelten, welche das Hauptziel von Rienzi's Verfolgungen waren. Dieſes Meiſterſtück von feuriger Beredſamkeit wurde, ſo wie auch die folgenden Briefe, die Rienzi von Petrarka erhielt, in den öffentlichen Verſammlungen des Volks vorgeleſen, und ſie machten eine auſſerordentliche Wirkung auf die Römer, die eine ſolche Sprache beſſer verſtanden als die ruhige Sprache der Vernunft. In dieſem Tone ſchrieb er mehrmals an den Tribun; aber ſeine Briefe enthielten oft mehr als leere Deklamationen, und er gab ihm wichtige Nachrichten von den Geſinnungen des Hofs in Avignon. Ein Umſtand, der ſein dichteriſches Feuer am meiſten entzündete, war das neue Datum, deſſen ſich Rienzi in ſeinen Antworten bediente: im erſten Jahr von der Befreiung der Republick. Er ſah mit Entzücken eine zweite Epoche der neuen Geſchichte angehen, die, wie er glaubte, in Jahrhunderten noch den Chronologen zum Leitfaden dienen würde. Freilich erfuhr er bald Dinge von ſeinem Helden, die dieſe ſüſſen Hofnungen ſtörten, aber er entſagte ihnen darum noch nicht. Er ſuchte den Unglück-

glücklichem zurückzuhalten, er warnte ihn vor den Bewegungen, die unter dem Volke vorgiengen, er drohte sogar *). Alles war umsonst, und Rienzi gieng unaufhaltsam seinem Verderben entgegen.

Rienzi hatte den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht, aber eben dies war der Zeitpunkt seines Verderbens. Der Bogen war zu scharf gespannt, um nicht zu brechen. Rienzi war im Grunde ein kleiner Mensch, der sich nur durch eine gewaltsame Verdrehung seines Geistes zu einer gewissen Grösse hinaufgezwungen hatte. Ein so unnatürlicher Zustand konnte nur kurze Zeit währen. Sein Enthusiasmus für die Gerechtigkeit rührte ganz allein von der Niedrigkeit seiner Geburt her. Arm, verachtet, unterdrückt, war ihm die Ungerechtigkeit der Mächtigen zur Last gefallen, und er hatte sich gegen sie verschworen, wie ein jeder Dieb oder Räuber. Sein Glück erhob ihn noch über diese Menschen, die er sonst mit Neid und Erbitte-

*) In einem Briefe aus Genua, vom 26 Nov. 1347, schreibt Petrarka an Rienzi: hanc mihi quoque durissimam necessitatem eximo, ne lyricus apparatus tuarum laudum, in quo quidem teste hoc calamo multus eram, desinere cogatur in Satyram.

Erbitterung angesehen hatte, und er konnte sich vor keinem ihrer Laster verwahren. Wer erkennt nicht hier den ganzen Gang gewöhnlicher Seelen?

Statt der Einfachheit, durch welche er vorher das Volk bezaubert hatte, beleidigte er jetzt ihre Augen mit einer mehr als königlichen Pracht. Seine Kleidung war kostbar, seine Tafel reichlich besetzt; er zeigte sich nie anders als mit einem zahlreichen Gefolge, das sklavisch seinen Winken zu Gebot stund. Er versäumte keine Gelegenheit, durch öffentliche Aufzüge seine kindische Eitelkeit zu kützeln, und er wandte die tollste Verschwendung an, um bey jeder neuen Feierlichkeit dieser Art, sich, wo möglich, selbst zu übertreffen. Anfangs hatte er das Volk dadurch unterhalten, aber in der Länge gewöhnten sie sich an diese Schauspiele. Rienzi's Erfindsamkeit gab nur ihrem Neid und ihrer Galle Nahrung. Sie erinnerten sich, daß sie diesen Menschen, der im Stande war, einen solchen Aufwand zu machen, gekannt hätten, da er so arm und so niedrig war als der schlechteste von ihnen. In dieser schwarzen Laune geriethen sie auf den Verdacht, daß der fürstliche Staat des Tribuns auf ihre Unkosten

kosten bestritten würde. Man fieng sogar an die Grossen zu bedauern, weil man merken wollte, daß er den alten Despotismus nur stürzte, um seinen eignen auf dessen Trümmern zu erbauen; und wenn es darauf ankam, Tirannen gegen Tirannen zu vertauschen, so fand man immer jene erträglicher, die sich auf Rechte der Geburt stützten, als einen, der nichts vor jedem andern seiner Mitbürger voraus hatte, der sich nur durch Heucheley und durch unverzeihlichen Betrug in die oberste Gewalt hineingeschlichen hatte. Sein schmeichelhaftes Zutrauen auf die Liebe des Volks — wenigstens gab es seiner glücklichen Tollkühnheit diesen Namen — hatte aufgehört; er war mistrauisch geworden, weil er sich schlimmer Absichten bewust war, und er sah sich nach andern Sicherheitsmitteln um. Er hatte die Befestigungswerke, welche die Paläste der Grossen umgaben, niederreissen lassen, und bediente sich der Materialien, um sich selbst im Kapitol zu verschanzen. Es war noch keine so wohl unterhaltne Armee in Rom gesehen worden, als die er errichtet hatte. Sie that treffliche Dienste gegen einige Vasallen, welche sich wider den guten Zustand aufgelehnt hatten; aber man

arg-

argwöhnte, daß er sie mehr zu seinem eignen Vortheil als für den Dienst der Republick hielte. Rienzi hatte ausserdem die Unvorsichtigkeit, jene Maske von Ehrfurcht für den Pabst abzulegen, die ihm so gute Dienste gethan hatte. So sehr die Römer sich über ihren Bischof beklagten, seitdem sie ihn verlohren hatten, so bewies selbst dies, wie sehr sie an ihm hiengen, und sie waren zu gute Katholicken, um nicht zurückgestossen zu werden, wenn man sich in einem gewissen Grade gegen ihn vermas.

Der erste August war ein unglücklicher Tag für den Tribun. An diesem Tage liss er sich mit dem prächtigsten, aber zugleich sinnlosesten Feierlichkeiten, zum Ritter schlagen; ein lächerlicher Einfall, der die ganze Schwachheit dieses Menschen schildert. Er vergas, daß er als Tribun weit über alle Ritter erhaben war; er hatte die Grossen tief unter sich erniedrigt, und er suchte sich ietzo zu ihres gleichen zu machen; er hatte alle Rechte des Adels angegriffen und verachtet, und er schien den Tag als den wichtigsten seines Lebens zu feiern, wo er, der Beherrscher Roms, ein Edelmann wurde. Der neue Ritter badete sich in einer mor-

mornen

marmen Wanne, die in der Kirche vom Lateran aufbewahrt wurde, und in welcher ſich der Sage nach Konſtantin der Große gebadet hatte, nachdem er durch ein Wunderwerk des Pabſts Silveſter von einer tödlichen Krankheit geheilt worden war. Dieſe Wanne wurde für ein unverletzliches Heiligthum gehalten, und Rienzi erregte durch dieſe Profanation mehr Murren, als er vielleicht durch die entſchiedenſte Tirannei gethan hätte. Die eingenommenen Gemüther glaubten in einem zufälligen Umſtand, der ſich unmittelbar darauf ereignete, eine ſchlimme Vorbedeutung und ein ſichtbares Zeichen von der Misbilligung des Himmels zu erkennen. Das Bett, in welches er ſich nach dem Bade legen wollte, brach unter ihm zuſammen, ohngeachtet es, wie die Annalen dieſer Zeit gefliſſentlich anmerken, neu und feſt gebaut war. Alle Unglücksfälle, die in dieſem traurigen Anzeichen enthalten ſein konnten, trafen durch den Haß des Volks und durch ſeine eigne Thorheit pünktlich ein. Ueberhaupt glaubte er jetzt als Ritter aller Verbindlichkeiten los zu ſein, die er vorher als Tribun beobachtet hatte. Den Tag nach dieſer Feierlichkeit las er öffentlich eine groſſe Meſ-

se lesen, unter welcher er plötzlich aufstund, mit lauter Stimme den Pabst und das ganze Kollegium der Kardinäle, die zwey Gegenkaiser Ludwig und Karl nebst allen Kurfürsten vorforderte, persönlich in Rom vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, und ersteren, dem Pabst und dem heiligen Kollegio, auftrage, sich über ihre lange Abwesenheit zu verantworten. Ausser sich vor Erstaunen und Unwillen, stand der Bischof von Orvieta, der neben ihm sas, ebenfalls auf, und fieng an im Namen des Pabsts gegen diese beispiellose Frechheit zu protestiren; aber auf ein Signal von Rienzi erschallte plötzlich ein solches Donnern von Paucken und Trompeten, daß Raimund beschämt schweigen muste *). Dieser Auftritt machte eine äusserst

*) Der gelehrte Verfasser von den Mémoires de Pétrarque sucht diese Citation des Pabstes und der Cardinäle durch Rienzi, mit verschiedenen Gründen zu bestreiten, ohngeachtet er die Citation der Kaiser und der Kurfürsten zugiebt. Aber die meisten seiner Gründe sind nur Rükssichten, welche den Tribun hätten abhalten sollen, diesen Schritt zu thun. Sie beweisen blos, daß es ein unüberlegter, äusserst falscher Schritt war, und vielleicht ist dies gerade eine Ursache mehr, um zu glauben, daß ihn Rienzi gethan hat. Wenigstens ist bei einem solchen Karakter das Unwahrscheinlichste meistens für das Wahrste zu halten.

TAYLOR INST. OXFORD

äußerst widrige Würkung, und Rienzi fand von dem Tage an merklich in der Achtung des Volks. Aeusserlich dauerte sein Glück zwar noch fort, denn in diesen Zeitpunkt fielen gerade die grossen Gesandtschaften, welche so viel Glanz auf sein Tribunat warfen. Diese Dinge hielten das Volk noch hin, und liessen das Gift wenigstens nur still und langsam um sich greifen. Aber eben dies vermehrte und verlängerte auch seine Verblendung; er glaubte nun alles wagen zu dürfen.

So viel er schon zu Demüthigung des römischen Adels gethan hatte, so war doch sein Plan noch lange nicht erfüllt; er hatte mehr Widerstand von ihnen erwartet, ihr Gehorsam benahm ihm alle Gelegenheit einen entscheidenden Streich auf sie zu wagen. Endlich entschloß er sich nichts mehr zu schonen, und mit einem mal alles wegzuräumen, was seinen herrschsüchtigen Absichten im Wege stand. Er lökte einige von den Grossen unter dem Vorwand eines Gastgebothe in das Kapitol, andre wurden durch Wache aus ihren Häusern geholt und ebenfalls dahin geführt, so daß er fast den ganzen Römischen Adel in seiner Gewalt hätte. Zugleich lies er unter dem Volke aus-

freuen, es wäre eine gefährliche Verschwörung gegen sein Leben und die Römische Freyheit entdeckt worden. Das Volk wurde eingeladen, sich am Abend dieses Tages, (es war der vierzehnte September) im Kapitol einzufinden, um das Nähere zu erfahren. Die Römer kamen in Menge an den bestimmten Ort, und Rienzi lies seine Gefangnen vorführen. Zum Unglück für ihn war der alte Kolonna unter diesen. Seine edle Ruhe, seine majestätischen Blicke thaten in der Stimmung, worinn die Zuschauer schon waren, eine Würkung auf sie, die Rienzi zu seinem grossen Misfallen bald bemerkte. Statt ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen, blickte ihn Kolonna an, als wollte er ihn durchboren, und machte ihm mit kalter Bitterkeit Vorwürfe über die königliche Pracht seines Anzugs, die sich für einen Tribun des Volks so wenig ziemte. Stefans Kühnheit erregte ein Murmeln der Bewunderung unter den Anwesenden. Dem Tribun entgieng diese Bewegung nicht. Ohne zu antworten, brach er plözlich auf, und entlies die Versammlung.

Die Gefangnen brachten die Nacht in der schrecklichsten Unruhe und Ungewisheit zu. Den folgenden

folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, erschien bei jedem von ihnen ein Mönch, den ihnen Rienzi schickte, um sie zu berichten. Zu gleicher Zeit schallte die Sturmglocke des Kapitols in ihre Ohren: das gewöhnliche Zeichen, durch welches Rienzi das Volk zusammen berief. Jezt waren sie ihres Todes gewis, und alle, außer dem alten Kolonna, dachten nun daran sich mit dem Himmel zu versöhnen. Wie dieses Geschäft vollendet war, wurden sie in einen großen, blutroth und weis gestreiften Saal geführt, wo sie die Versammlung des vorigen Tags wiederfanden. Rienzi trat auf, aber nicht mehr schrecklich wie er sonst als Richter war, sondern ängstlich und verlegen, als wäre er selbst unter den Verurtheilten gewesen. Man hatte ihm hinterbracht, daß unter dem Volke schlimme Bewegungen vorgiengen; alles murre über das Schicksal, das er den Römischen Fürsten zugedacht habe, und es könnte leicht zu einer Empörung kommen, wenn er bei seinem blutigen Entschluß bliebe: so tief wäre der Eindruck, den Stefan Kolonna am vorigen Abend zurückgelassen hätte. Endlich faßte er Muth, und erhob seine Stimme, um das Volk anzureden. Alles

schwieg voll Erwartung; aber wie erstaunte man, als er von Versöhnlichkeit sprach, und wie schön es wäre Beleidigungen nicht zu rächen! Der Text zu seiner Rede, wie zu einer Predigt, waren die Worte: vergieb uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldnern vergeben. Er bat das Volk für die Gefangenen um Gnade, verwies sie mit thränenden Augen auf die sonstigen Verdienste, auf die Fürstliche Geburt der Verbrecher, und beschwor sie, sich mit dieser leichten Strafe zu begnügen. Ein lautes Freudengeschrei war die Antwort, die er erhielt. Er dankte dem Volke im Namen der Schuldigen für diese Nachsicht, und führte nun seine Gefangenen ab. Sie wurden prächtig bewirtet, er beschenkte jeden mit einem Gewand von Ermelin, und ritt wie im Triumf mit ihnen durch alle Strassen von Rom. Nachdem er ihnen alsdann einen neuen Eid des Gehorsams abgenommen hatte, gieng er in die Kirche und nahm mit ihnen das Abendmal, zum Siegel der unbedingtesten Versöhnung.

Durch dieses Meisterstück von Verstellung verbesserte er für den Augenblick die Unvorsichtigkeit, die er begangen hatte. Aber die Wirkung

kung davon dauerte nicht lange. Die Römer, bey denen er schon den Glauben verloren hatte, sahen bald durch die Maske. Die Grossen, welche seiner Absicht noch gewisser waren, dürsteten nach Rache; und alle Klugen waren der Meinung, daß er bei dieser Gelegenheit entweder viel zu viel oder viel zu wenig gethan hätte. Der Adel suchte aus der Stadt zu entkommen; nur wenige blieben zurück. Sie begaben sich auf ihre Schlösser und festen Plätze, und machten von da aus grosse Zurüstungen, um sich für jene schreckliche Nacht an dem Tribun zu rächen. Sie fingen bald ihre Feindseligkeiten an, und verheerten die Landschaft bis vor die Thore von Rom. Rienzi glaubte diesmal wieder seine gewöhnlichen Mittel anwenden zu können; er ließ sie durch einen Herold vor sich fordern, um für ihre begangenen Frevel zu büssen. Aber diese Citationen, die kurz vorher so unfehlbar gewürkt hätten, erschienen iezt in ihrer ganzen Lächerlichkeit. Die äusserste Gefahr hatte endlich die uneinigen Großen verbunden, und sie konnten über seine ohnmächtigen Befehle lachen. Sein Abgesandter kam mit zerschlagnem Kopfe zurük; und weil das Volk, das unter den Streitenden

der Verschwornen am meisten litt, auf keine andre Weise zu beruhigen war, sah er sich endlich gezwungen, in's Feld zu ziehen, ohngeachtet seine Feigheit sich gern länger hinter diesen Pralereien verstekt hätte. Der gröste Theil der Feinde hatte sich in das Schlos Marino gezogen, und diese Festung war der Hauptsiz der feindlichen Macht. Aber vor diese wagte sich Rienzi nicht; er begnügte sich einen unbedeutenden Ort, Kastelluzza genannt, in der Nähe von Marino, einzunehmen, und seine gröste Heldenthat war, daß er zwei Hunde, denen er die Namen der Herren von Marino, Giordani und Rinaldo Ursini gab, dort in dem Graben ersäufen lies.

Während dieser Zeit hatte auch der Pabst angefangen, offenbar wider den Tribun zu handeln. Ein Kurier, den Rienzi gegen Ende Augusts nach Avignon geschickt hatte, kam schreklich gemishandelt zurück. Man hatte ihm seine Depeschen mit Gewalt weggenommen, den bis dahin so geehrten Stab zerbrochen und ihn selbst blutrünstig geschlagen, ohne ihm nur zu erlauben, daß er die Stadt beträte. Obgleich der Pabst nicht würklich seinen Namen zu dieser Gewaltthätigkeit hergab,

so

ſo konnte ſie doch nicht wohl ohne ſein Zuthun begangen worden ſeyn, und auf Rienzis Klagen erfolgte keine Antwort. Seitdem er die Maske des Gehorſams abgeworfen hatte, war ihm die allzunahe Gegenwart ſeines ſelbſterwählten Kollegen, des Biſchofs von Orvieto, ſehr beſchwerlich geworden, und er hatte ſich ſeiner mit guter Art zu entledigen gewußt. Nunmehr kannte er vollends keine Schranken mehr, und ergriff jede Gelegenheit die Rechte des Pabſts zu kränken. Klemens konnte durch Drohungen nichts ausrichten; er ſandte endlich den Kardinal und Erzbiſchof Bertrand von Embrun als Legaten nach Rom, mit der Inſtruktion, alle Mittel anzuwenden, um den Rebellen zu ſtürzen.

Rienzi äuſſerte zwar die tiefſte Verachtung gegen die Heiligkeit ſeiner Sendung, und verſtellte von dieſer Seite die Abſicht des Pabſts. Seine unvorſichtige Sicherheit lies aber dem Kardinal deſto freieres Spiel, durch Intriguen das Intereſſe ſeines Herrn zu betreiben. Bertrand benuzte die Stimmung, in welcher er das Volk fand. Ohngeachtet ſie noch zu viel Furcht vor ihrem Tribun hatten, um ſelbſt etwas gegen ihn vorzunehmen, ſo war doch zu hoffen,

daß sie ihm nicht beistehen würden, wenn er in den Fall käme ihrer Hülfe zu bedürfen. Der Legat unterstützte die Kolonnas, welche den größten Theil der feindlichen Armee in Palästrina versammelt hatten, und suchte ihnen in der Stadt unter den Mißvergnügten Anhang zu verschaffen. Auf die Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten November wurde verabredet, daß sie mit ihrer Armee in die Thore der Stadt eingelassen werden sollten. Von dem Tribun, der unterdessen im Kapitol muthig fortschwelgte, befürchtete man nichts; aber sein Glück wollte, daß er von dem Verständniß der Feinde in der Stadt noch beizeiten Kundschaft erhielte. Dies weckte ihn aus seinem Schlummer: er traf die nöthigen Anstalten, um alle Verrätherei zu vereiteln, und machte das Volk durch dunkle Prophezeihungen, durch bedeutungsvolle Anzeichen, die er bemerkt haben wollte, auf einen sehr glänzenden Ausgang dieser gefürchteten Nacht gefaßt.

Dagegen war unter den Verschwornen Furcht und Verwirrung eingerissen; einige von ihnen hatten sich durch schlimme Träume beunruhigen lassen, und drangen darauf, daß man von der Unternehmung abstünde. Aber

Stefan

Stefan Kolonna der jüngere, welcher die Armee anführte, und selbst an diesem Tage von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, stellte ihnen vor, wie schändlich es seyn würde, die Erwartung ihrer Freunde in der Stadt zu täuschen, und entschloß sich wenigstens zu rekognosziren, ob wirklich Anschein wäre, daß der Tribun das Verständnis entdeckt hätte. Er fand die Thore der Stadt verschlossen, die nach der Verabredung offen seyn sollten. Auf sein Rufen antwortete eine ausgestellte Wache, aber um ihn zu berichten, daß die Losung dieser Nacht verändert worden wäre. Er ritt mit dieser schlimmen Nachricht zurück; und es wurde beschlossen, daß die Armee, diesmal ohne Schwertstreich, mit klingendem Spiel unter den Mauren von Rom abmarschiren sollte. Die kriegerische Musik machte die Soldaten des Tribuns, die in der Stadt waren, vollends wach, und sie öfneten die Thore, um allenfalls bereit zu seyn, wenn die Feinde Lust bezeigen sollten sich mit ihnen zu messen.

Unterdessen hatte sich Stefans Sohn, Johann Kolonna, ein muthiger Jüngling von zwanzig Jahren, von der Zurückkunft sei-

nes Vaters von dem Haufen entfernt, und war durch einen andern Weg bis vor die Stadt gekommen. Er sah von weitem das Thor offen, und hörte drinnen Geräusch und Waffengeklirr, wie bei einem Auflauf des Volks. Aus diesen Anzeichen schlos er, daß die Unternehmung schon im Gange wäre, und ritt sporenstreichs, ohne sich zu besinnen, in die Stadt hinein, um nicht der lezte zu seyn, der Theil an dem Ruhme dieses Tages hätte. Seine plözliche Erscheinung schreckte die ersten, die ihn erblickten, so, daß sie vor ihm flohen, als würden sie von einem ganzen Heere verfolgt. Aber dieser Irrthum währte nicht lange: bald fiel alles über ihn her, und er wurde ohne Mitleiden ermordet. Stefan, der seinen Sohn bei dem Rückzuge vermißt hatte, und ihn voll schrecklicher Ahndungen überall aufsuchte, fand sich bald nah genug an der Stadt, um ihn in dem Gedränge zu unterscheiden. Seine erste Bewegung war ihm beizuspringen, aber eh' er ihn erreichen konnte, sah er ihn schon niederfallen.

Die Feinde hatten ihn bemerkt, und ohne ihm Zeit zu lassen, an seine eigne Sicherheit zu denken, drangen sie in Menge auf ihn ein, und

und metzelten ihn nieder. Diese beiden Schlachtopfer, die sich ihnen wie von selbst angeboten hatten, entzündeten ihre Wuth, was von Soldaten in der Stadt war, strömte heraus, ohne Befehle zu erwarten. Sie fanden die feindlichen Truppen noch im Abmarsch begriffen, aber voll Unordnung und Schrecken über die Abwesenheit ihrer Anführer. Sie überfielen sie, und ermordeten, ohne Widerstand zu finden, was nicht entfliehen konnte. Einen so wohlfeilen Sieg gab dem Tribun diese Reihe von unglücklichen Zufällen. Sein größter Triumf war, daß an diesem Tage sechs Colonnas geblieben waren, alle fast Söhne und Enkel des unglücklichen Greises Stefan *).

Uebri-

*) Rührend ist die Art, wie Stefan der alte diese schreckliche Nachricht aufnahm. Wir wollen sie in Petrarka's schönem Latein hören: Audito primogeniti sui, viri ingentis, et nepotis ex eo incomparabilis adolescentis interitu — nec lacrimulam vllam fudit, nec verbum miserabile, nec accentum tristitiae, sed ad primum nuntium defixis parumper terrae oculis, ad extremum dixit: *fiat voluntas Dei, et certe satius est mori quam vnius rustici iugum pati.* Man freut sich in diesen finstern Zeiten Züge zu finden, die noch an die alten Römer erinnern.

Uebrigens war Rienzi zu eitel, um dem Zufall dieſe Gunſt verdanken zu wollen, und wir haben noch Briefe von ihm, worinn er dieſe Begebenheit mit vieler Mühe verdreht, um ſich den Ruhm davon zuzuſchreiben. Bei dieſen und ähnlichen Prahlereien lies er es aber bewenden. Er machte ſeinen Sohn Lorenzo zum Ritter des Siegs, indem er ihn an die Stelle führte, wo die Leichname Stefans und ſeines Sohnes lagen, und ihn mit ihrem Blute beſprengte. Er ging in Triumf durch die Straßen von Rom, ein bloßes Schwert in der Hand, das in eben dieſem Blute getaucht war. Dieſes niedrige Frohlocken erbitterte jedermann; ſein Uebermuth durchbrach von nun an alle Schranken; und die feige Unthätigkeit, die ihn in Rom anſchmiedete, ſtatt ſeinen Sieg zu verfolgen und vor Marino zu dringen, wohin ſich der Ueberreſt der Verſchwornen geroltet hatte, machte ihn vollends ſo verächtlich, daß ſeine Soldaten es verredeten, ihm weiter zu dienen.

Der Legat, welcher ſich nicht weit von Rom, in Monteſiaſcone aufhielt, und gewiſſe Nachricht hatte, daß die Unzufriedenheit des Volks auf das höchſte geſtiegen war, wag-

te

de nun einen ſehr entſcheidenden Schritt, indem er den Kirchenbann über Rienzi, als der Ketzerei verdächtig ausſprach. Zu gleicher Zeit erhielten die Römer ein Breve vom Pabſt, worinn er ſie ermahnte, ihrem Gehorſam gegen den Tribun zu entſagen. Dieſe beiden Stöſſe würkten ſehr mächtig auf ſie, weil ſie eben damals die empfindlichſten Folgen von Rienzis ſchlechter Regierung ſpürten. Giordani von Marino ſezte die Feindſeligkeiten gegen Rom fort, und mit mehr Wuth als jemals. Die Aekker und Felder hatten ſo ſehr unter ſeinen Verheerungen gelitten, daß eine übermäßige Theurung in Rom entſtand, welche der Legat unter der Hand vermehren half, um die lezten Maſchinen gegen Rienzi ſpielen zu laſſen. Er fand gerade in dieſer Zeit einen Menſchen, welcher dazu geſchaffen ſchien, dem Tribun entgegengeſezt zu werden. Dies war Pipin von Altamüra, Graf von Minorkino, aus dem Königreiche Neapel, ein kühner, unternehmender Mann, den verſchiedne mislungne Verbrechen ſo weit gebracht hatten, daß er nichts mehr verlieren konnte: kurz, einer von den Partheigängern, deren es in der damaligen Zeit vorzüglich in Italien ſo viele gab. Gegen

gen den Tribun trug er einen geheimen Groll im Herzen. Er hatte nach Andreas Ermordung sein Vaterland verlassen, weil er mit den Prinzen vom Geblüt nicht gut stand, und war nach Rom geflohen. Rienzi aber hatte ihn zu Anfang seines Tribunats wegen einiger Räubereien, deren er angeklagt wurde, vor sich fordern lassen, und, weil er nicht erschien, aus dem Römischen Gebiete verbannt.

Altamura bot sich iezt dem Legat an, und machte sich anheischig, wenn er nur hundert und funfzig Mann zur Unterstüzung bekäme, den Tribun zu verjagen. Seine Forderung war so bescheiden, daß der Legat sie ihm ohne Bedenken zugestand. Diese kleine Gefahr war die Probe wohl werth, ob Rienzi nicht mit eben der Leichtigkeit aus Rom verjagt werden könnte, mit welcher er sich zum Herrn von Rom gemacht hatte. Altamura stahl sich mit seinem kleinen Heer in die Stadt, und, nachdem er sich versichert hatte, daß er keinen Widerstand von dem Volke zu befürchten haben würde, brach er in der Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten Dezember aus einer Kirche, die er heimlich besezt hatte, mit seinen Leuten heraus.

heraus. Er lies in dieser Kirche ohne Unterlas Sturm läuten, und zerstreuete seine Bewafneten in den verschiedenen Theilen der Stadt. Ihr Geschrei: es leben die Kolonnas es sterbe der Tribun! drang bald vor Rienzis Ohren. Das erste Mittel, worauf er fiel, war die Sturmglocke des Kapitols läuten zu lassen, durch welche er seit seiner Erhöhung schon so viel ausgerichtet hatte. Aber dieses so geehrte Signal verfehlte diesmal seine Würkung, niemand kam ihm beizustehen, und unterdessen fuhr der Schall von Altamuras Glocke fort, ihn mit den lähmendsten Schrecken zu durchdringen. Er schickte einen Haufen von Trabanten aus, die er um sich hatte, um den Feind zurückzuschlagen; aber ihr Anführer wurde bei dem ersten Angrif tödlich verwundet, und sie kehrten um ohne gefochten zu haben.

Nun war Rienzis Muth ganz gesunken; er setzte sich mit einigen seiner Getreuen zu Pferde, verlies den Pallast ohne an fernern Widerstand zu denken, und flüchtete sich nach der Engelsburg. Dort kam er an, ohne ein einziges mal aufgehalten zu werden: so wenig fürchterlich waren damals noch die Anstalten,

die

die man gegen ihn getroffen hatte. Bey der ersten Nachricht von seiner Entweichung gieng der Graf Pipin auf das Kapitol zu, und ließ die unermeßlichen Reichthümer, die Rienzi dort aufgehäuft hatte, durch seine Soldaten plündern. Rienzi wurde im Bildnis vor den Mauren seines Pallasts aufgehängt; aber ihn selbst ließ man, durch eine Schonung, die nicht wohl zu begreifen ist, auf der Engelsburg unangefochten, bis er vier Wochen später sich von selbst entschloß, das Römische Gebiet zu verlassen und sein Glück in andern Gegenden zu versuchen.

So endigte sich Rienzis Macht nach einer Dauer von sieben Monaten, ohngefähr wie sie angefangen hatte. Seine Geschichte nach diesem ersten Sturze wird uns, gegen die Zeit gerechnet, die sie einnimmt, wenig mehr beschäftigen. Er blieb zwar bis an sein Ende in Verhältnis mit der politischen Welt; aber die izige Veränderung seiner Lage trieb seinen Geist wieder in die enge Sfäre zurück, die ihm eigentlich zukam. Er spielte von nun an die wahre Rolle der Narren: ein Werkzeug in den Händen der Mächtigen und Klugen, die sich seiner bedienen wollten. Sein Paroxismus von

Grösse

Gröſſe war auf immer vorbey; nun er aber anfängt wieder er ſelbſt zu ſeyn, hört er auf uns zu intereſſiren. Einige wenige Züge, die ſeinen Karakter vollenden, ſind indeſſen noch zurück; denn es blieb noch immer unvermeidlich, daß ein Menſch, der nie handelte wie andere Menſchen, zuweilen handeln mußte wie ein groſſer Menſch.

Rienzi irrte zwei Jahre in der Welt herum, und machte mehrere Verſuche, um Leichtgläubige zu finden, mit deren Hülfe er ſich wieder in Rom feſtſetzen könnte. Aber alles war vergeblich; man ſah ihn jezt in ſeiner wahren Geſtalt; und die kühnſten Abenteurer konnten ſich nicht entſchlieſſen, ihr Glück mit dem ſeinigen zu verbinden. In Rom war man unterdeſſen ſehr ruhig. Gleich nach Rienzis Entweichung hatte der Legat alles wieder in den Stand geſezt, worinn es vor dem Tribunat geweſen war. Er und zwey Römiſche Groſſen aus den Geſchlechtern Urſini und Kolonna verwalteten den Staat als Senatoren, ſo wie vor dem geſchehen war: mit dem einzigen Unterſchiede, daß der Adel Rienzis bittre Lehren noch gegenwärtig hatte, und etwas vorſichtiger mit dem Volke umgieng. Doch währte auch

diese Schonung nicht lange, und die eingebildete Sicherheit der Großen erweckte ihren Stolz und ihren Uebermuth von neuem.

Im Jahre 1350 reizte das Jubiläum, das in Rom gefeiert wurde, bei unserm Flüchtling die Begierde sein Vaterland wieder zu sehen. Der Zusammenfluß von Menschen, die durch diese große Feierlichkeit und durch die mit der Wallfahrt nach Rom verknüpften Indulgenzen dorthin gezogen wurde, machte es ihm leicht, sich unerkannt in die Stadt zu schleichen. Er fand hier mehr günstige Aussichten als er erwartete. Einem unbeständigen Volke, wie die Römer, war es sehr natürlich, daß sie ihn zurückwünschten, sobald sie ihn verlagt hatten. Der Kardinal Hannibale Cuccano, welcher dem Erzbischof von Embrun als päbstlicher Legat und Senator von Rom nachgefolgt war, hatte sich dem Volke so verhaßt gemacht, daß es bis zu öffentlichen Beleidigungen gegen ihn gekommen war. Indessen hatte er noch sein Leben in Sicherheit geglaubt; aber auf einem geistlichen Umzuge, den er durch die Stadt hielt, streiften hart hinter einander zwei Pfeile an seinem Kopfe vorbei, welche aus einem benachbarten Gatterfenster abgeschossen

sen wurden. Das Haus, wo dies geschehen war, wurde augenblicklich durchsucht, aber man fand nichts, und auch nachher blieben bey den strengsten Nachsuchungen die Thäter unentdeckt. In dieser Ungewisheit ließ endlich der Legat seinen ganzen Verdacht auf Rienzi fallen, von dessen Anwesenheit er unterrichtet war. Er handelte auch würklich als wäre Rienzi des Verbrechens schon überwiesen; er sprach den fürchterlichsten Bannfluch über ihn aus, und stellte überall Auflauer aus, die ihn in seinen Schlupfwinkeln fangen sollten. Rienzi mußte nun befürchten, über kurz oder lang in die Hände seiner Verfolger zu fallen; noch sah er nicht genug Sicherheit, um öffentlich auszubrechen: er faßte also den Entschlus, zum zweitenmale aus Rom zu entfliehen.

In diesem Zeitpunkt verfiel er auf den sonderbaren Gedanken, sich in den Schuz Karl des vierten zu begeben, den er ehemals, da er noch mit Ludwig von Baiern um die Kaiserwürde stritt, die Kühnheit gehabt hatte vor seinen Richterstuhl zu fordern, und der überdies in der engsten Verbindung mit dem päbstlichen Hof stand. Was ihn auch zu diesem ausserordentlichen Schritte bewegen mochte, er

kam als Franciskaner-Mönch verkleidet in Prag an, wo sich der Kaiser damals aufhielt, und lies sich vor seinen Thron führen. Hier hielt er eine Rede voll profetischen Unsinns, aus welcher der Kaiser bald errieth, wen er vor sich hatte. Karl nahm ihn mit Achtung auf, lies ihn aber streng bewachen, und glaubte dem Pabst Bericht von diesem Vorfall erstatten zu müssen.

Klemens forderte seinen Gefangnen von ihm, und Rienzi riß seinen Beschützer aus der Verlegenheit, in welche diese Forderung seine Grosmuth sezte, indem er selbst um die Gnade bat, nach Avignon zum Pabst gebracht zu werden, um sich dort über den Vorwurf der Kezerei, den einzigen, den man ihm machte, gesezmäßig und streng verhören zu lassen. Karl bewilligte ihm diese sonderbare Bitte, und er wurde nach Avignon geschaft.

Man ist versucht, diese ganze Reihe von Begebenheiten für verabredete Blendwerke zu halten, womit diese Menschen die Augen der Neugierigen täuschen wollten; man ist versucht, in die Tiefen der Politik herunter zu steigen, um diese abentheurlichen Handlungen wieder an menschliche Wahrscheinlichkeit anzuknüpfen. Aber man läuft auf der andern Seite Gefahr,

mit

mit den scharfsinnigsten Erklärungen sehr irre zu gehen, wenn man die Handlungen der Thoren aus weisen Bewegungsgründen herleiten will. Ob nun Rienzi, der in seinem Leben so viel schon dem Zufall zu verdanken gehabt hatte, den Entschluß faßte, sich ihm in den gefährlichsten Lagen anzuvertrauen, oder ob er würklich Gründe hatte, zu hoffen, daß man in Avignon Gnade für Recht würde über ihn ergehen lassen; genug er kam an diesem Hofe an, wo man so oft vor seinem bloßen Namen gezittert hatte, und seine freiwillige Ergebung wurde durch den Ausgang gerechtfertigt. Die Beschwerden, die man gegen ihn hatte, wurden ihm vorgelegt; er verantwortete sich, und man hatte ihm seine Vertheidigung ziemlich erleichtert, indem man ihn blos von der Seite der Ketzerei angrif und seine Rebellion, seine Beleidigungen des päbstlichen Ansehens mit keinem Worte berührte: vielleicht, weil man es nicht wagen wollte, das Römische Volk zu erbittern, welches, wie wir bald sehen werden, in grosser Gährung war. Er wurde weder verdammt noch losgesprochen, sondern man lies ihn in seinem Gefängnis bewachen, und fuhr fort, ihm mit der gröſten Scho-

nung und Gelindigkeit zu begegnen, bis sich die folgenden Veranlassungen zeigten, seinem Schicksale eine andere sehr unerwartete Wendung zu geben.

Klemens der Sechste starb zu Ende des Jahres 1352, und sein Nachfolger Innozentius der Sechste fand die weltlichen Angelegenheiten des päbstlichen Stuhls in großer Zerrüttung. Klemens Großmuth und Versöhnlichkeit hatte die Stösse, welche das Ansehen der Päbste in Italien erlitt, seitdem sie in Avignon residirten, sehr vermehret, und die Kühnheit ihrer Gegner genähret. Ganz Italien war voll kleiner Tirannen geworden, welche die Souveränität der Päbste öffentlich verspotteten, und ihre Rechte auf alle Weise schmälerten. Innozentius entschlos sich, dem einreissenden Verderben kräftig zu steuern, und sandte zu diesem Behufe den Kardinal Aegidius Albornos, einen Spanier, den seine politischen und kriegerischen Talente für eine solche Unternehmung am geschicktesten machten, als Legaten nach Italien, um die Rebellen zu bezwingen.

Albornos Gegenwart ward entscheidend; er wußte die Feinde des Pabsts, theils durch Gewalt, theils durch Unterhandlungen, nach

einander zum Gehorsam zu bringen. Aber in Rom war die Verwirrung auf's höchste gestiegen. Die Verfassung der Stadt war in dieser Zeit einigemal völlig umgekehrt worden. Die Unruhe, welche Rienzi wieder angefacht hatte, konnte die Einrichtungen des Erzbischofs von Embrun nicht lange dulden. Die Zwietrachten unter den adlichen Geschlechtern, vorzüglich den Urſinis und Kolonnas, waren mit neuer Heftigkeit angegangen, und Rom fand sich wieder so elend als jemals. Die Gutgesinnten unter dem Volke wollten dem allgemeinen Unglück ein Ende machen, und sezten einen gewissen Johann Cerroni, welcher der angesehendste und tugendhafteste von den Bürgern war, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Aber dieser Mann war zu gut, um einem Volk wie das Römische lange vorzustehen. Die mannichfaltigen Verdrüßlichkeiten, die er zu ertragen hatte, bewogen ihn seine Stelle selbst niederzulegen, und die Partheien wüteten wieder schrecklich in der Stadt.

Rienzi hatte ein ansteckendes Beispiel gegeben: im Jahre 1353 war ein neuer Wagehals auf, der sich vorgenommen zu haben schien, in allen Stücken Rienzis Affe zu seyn. Dieser

ser sonderbare Mensch hieß Franz Baroncelli; er war ebenfalls von niedriger Geburt. Uebrigens ahmte er pünktlich Rienzis Anfang nach, und nahm auch wie dieser den Namen Tribun an. Aber er besaß die Geschmeidigkeit und die Kunstgriffe des alten Tribuns nicht, er war nichts als grausam und blutdürstig, und gab sich keine Mühe, einen Schleier über seine Tirannei zu werfen. Indessen machte er sich dem Volke eben so furchtbar als verhaßt, und Innozentius wußte nichts gegen dieses neue Ungeheuer zu thun, als einen andern Tyrannen als Gegengewicht hervorzurufen, der mehr Achtung und Liebe bei dem Volk hätte, und übrigens ganz von ihm abhienge.

Seine Wahl fiel auf Rienzi, er zerbrach seine Fesseln, und schickte ihn an den Kardinal Albornos, um ihn als Senator wieder in Rom einsetzen zu lassen. Der Kardinal wollte sich aber nur im äussersten Nothfall dieses verzweifelten Mittels bedienen, und hielt den ungeduldigen Rienzi eine Zeitlang vor Viterbo auf, das er belagerte. Endlich wurde Baroncelli nach einer kurzen Regierung von vier Monaten im Kapitol ermordet, die leichtsinnigen

gen Römer, diesen dem Legat ihren Gehorsam versicherten, und diese unerwartete glückliche Wendung machte Rienzis Gegenwart nun ganz unnöthig. Aber sein Ehrgeiz war in Italien wieder aufgewacht, und er ließ sich die geflissentlichen Verzögerungen des Kardinals nicht so geduldig gefallen. Die Soldaten, welche die Römer dem Legaten zur Verstärkung nach Viterbo geschickt hatten, um dem Pabste dadurch ihre Ergebenheit zu bezeigen, behandelten ihn als den Erretter Roms, und machten ihm sehr schmeichelhafte Vorstellungen von der Sehnsucht seiner Landsleute ihn wiederkommen zu sehen.

Indessen stieß es sich noch an einen sehr wichtigen Umstand. Der Pabst hatte mit gutem Vorbedacht ihm zwar genug zu seinem Unterhalt im Gefolge des Legats angewiesen, aber nicht so viel, daß er ohne seine Hülfe, die ihm immer unter verschiednen Vorwänden verweigert wurde, etwas unternehmen konnte; und der gute Wille der Römer gieng, vielleicht aus wirklicher Unvermögenheit, nicht so weit, daß sie ihn mit den nöthigen Mitteln unterstützt hätten. Aber sein Glück half ihm auch aus dieser Verlegenheit. Der Pabst hatte ihn sei-

ner Einkünfte wegen auf die Stadt Perugi angewiesen; hier lernte er zwei Brüder des berühmten Ritter Montreal kennen, Arimbaldo und Bertone, welche beschäftiget waren, die unermeßlichen Summen, die ihr Bruder erbeutet hatte, in dieser Stadt unterzubringen. Montreal war damals der erste und mächtigste aller Partheigänger oder Condottieri in Italien. Er hatte fast alle hin und wieder zerstreute Truppen seiner Vorgänger gesammelt, und an der Spitze dieser militärischen Republik ganz Italien mit dem Schrecken seines Namens erfüllt. Ein Mann wie dieser, konnte Rienzi in mehr als einem Betracht wichtig seyn; er suchte es aber für's erste durch die Fürsprache seiner Brüder nur dahin zu bringen, daß er einen Theil der Gelder, die in ihren Händen waren, zu seiner Wiederherstellung anwenden durfte. Dieser ansehnliche Vorschub sezte ihn in den Stand, sich mit allem Nöthigen zu rüsten. Zuvor bat er den Kardinal Albornos, ihn im Namen des Pabsts mit der versprochenen Würde zu bekleiden. Da der Legat sah, daß nichts weiter von ihm verlangt wurde als die leere Ceremonie, bewilligte er ihm sein Ansuchen ohne weitere

rere Schwierigkeit; und entlies ihn mit einem Segen, der nichts koſtete.

Rienzi gieng im Junius 1354 mit drit-halb hundert Mann Soldaten, meiſtens Deutſchen, die von ihren vorigen Herren entlaſſen waren, und in Perugi unbeſchäftigt geſtanden hatten, auf Rom zu, nachdem er ihnen einen Monat Sold voraus bezahlt hatte. Hier wurde er mit der trunkenſten Freude aufgenommen, und auf den Händen des Volks in das Kapitol getragen. Die Straſſen, durch welche er zog, waren mit Blumen beſtreut, man hatte überall Triumfbogen errichtet, die Einwohner waren ihm entgegengekommen, mit Oelzweigen in der Hand. Sie glaubten, daß er den Frieden wieder in ihre Mauern brächte; ſie erinnerten ſich nur noch ſeiner Tugenden, und ſahen im Geiſte ſchon die erſten goldnen Tage ſeines Tribunats wieder aufblühen. So viel aber auch dieſer Anfang verſprach, ſo bemerkte man doch ſehr bald einen Fehler an ihm, den die Römer am wenigſten vergeben konnten: dieſer Fehler war Armuth.

Unglücklicher Weiſe für ihn, hatten ſie diesmal von ihrem Tribun auſſerordentliche

Hülfs-

Hülfsmittel erwartet, deren sie auch bei ihrem eignen Elend sehr bedurften. Der erste Rausch war in kurzer Zeit vorbei, und es wurde bald sichtbar, daß Rienzi nur von erborgten Geldern lebte. Selbst der Name seines Gläubigers vermehrte den übeln Eindruck dieser Entdeckung. Man kannte Montreals Macht, und hatte Grund zu befürchten, daß er die Stadt Rom sehr gern würde für Rienzis Schuld haften lassen. Es war voraus zu sehen, daß er von dem Pabste oder dem Legat nie etwas anders erhalten würde als Papier und Worte, und daß er also in die Nothwendigkeit kommen müßte, das Volk auszusaugen. Diese trüben Aussichten flößten den Römern eine Verachtung gegen ihn ein, die sie öffentlich genug äusserten. Rienzis Geist war einer Bedrängnis wie diese nicht gewachsen. Er war gewohnt, sich von dem Strome des günstigen Ohngefährs und des allgemeinen Enthusiasmus forttragen zu lassen. Jezt kam es darauf an, gegen Unglück und Vorurtheil zu kämpfen, und an dieser Klippe mußte er nothwendig scheitern. Als ob er sich hätte betäuben wollen, fieng er an, sich der niedrigsten Leidenschaft zu überlassen. Die Vergnügungen der Tafel waren

die

die einzigen, die ihn reizten, und er genoß sie im Uebermaas. Ob er wirklich erst in Deutschland sich dieses Laster angewöhnt hatte *), wie ein Annalist ausdrücklich behauptet, muß dahin gestellt bleiben. Aber die Wirkungen desselben trugen viel dazu bey, die allgemeine Verachtung zu nähren. Er wurde unförmlich dick, und seine ganze Gestalt bekam etwas widriges und ekelhaftes. Den Augen des Volkes zeigte er sich sehr selten; er lebte verschlossen wie ein Tirann, und schien jene Künste ganz verlernt zu haben, durch welche er sonst alle Herzen an sich gezogen hatte.

Indessen liessen ihn seine unversöhnlichen Feinde, die Römischen Grossen, nicht lange in dieser Unthätigkeit. Sie waren kurz vor seinem Einzug aus der Stadt geflohen, und seine wiederholten Einladungen und Freundschafts-Versicherungen hätten sie nicht bewegen können zurückzukehren. Ihre feindseligen Streifereien in dem Gebiete der Stadt zwangen ihn endlich aufzubrechen. Sein Hauptziel war die Belagerung von Palästrina, wo sich der gröste Theil der Misvergnügten unter der Fahne

*) Helluare doctus apud Germanos, sagt Bzovius in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte.

ne der Kolonnas versammelt hatte. Aber der schlimme Zustand seiner Finanzen setzte ihn in die größte Verlegenheit. Die fremden Truppen, die er gedungen hatte, und welche den wichtigsten Theil seiner Armee ausmachten, — denn auf den guten Willen, auf die Beständigkeit der Italiäner, die darunter waren, konnte er nicht zählen — schrien laut um Geld und drohten ihre Fahne zu verlassen, wenn sie nicht bezahlt würden. Er selbst fand sich in der Unmöglichkeit sie zu befriedigen, und die ganze Unternehmung stockte durch die unvermuthete Meuterei der Soldaten. Aber er hatte, nicht ohne Grund, Montreals Brüder um sich zu behalten gesucht, und sie durch Ehrenstellen, die ihm nichts kosteten, an seine Person gefesselt. Sie konnten seiner Ueberredungskunst nicht widerstehen, und vielleicht fürchteten sie auch seine Verzweiflung, da ihr Leben in seiner Gewalt stand. Ein neuer Vorschuß half ihm aus dieser Gefahr. Ihr Geld wurde unter den fremden Soldaten ausgetheilt, und dämpfte den Aufruhr. Der Abgang des Feldzugs selbst, der aus lauter Plünderungen und Mordbrennereien bestund, ohne etwas zu entscheiden, befriedigte die Geldsucht dieser Miethlinge. Indessen litt die Armee

mee durch den Abfall verſchiedner Einheimiſchen, die nach Paläſtrina überliefen, manchen anſehnlichen Verluſt, und das Glück war zum wenigſten ſehr zweifelhaft, als Rienzi plözlich ſeine Truppen verabſchiedete, und wieder nach Rom aufbrach.

Der Schrecken einer Nachricht, die er bekommen hatte, veranlaßte dieſen unvermutheten Entſchluß. Montreal, der ihn nicht perſönlich kannte, und alſo von ſeiner Beredſamkeit nicht eingenommen war, wie ſeine Brüder, war vom erſten Anfang mit ihrer Großmuth unzufrieden geweſen, und hatte ſehr ungern in dieſe Anwendung ſeiner Schäze gewilligt. Er hielt ſeinen Schuldner für einen elenden Abentheurer, der ſein Wort niemals würde erfüllen können oder wollen. Ueber die neue Unvorſichtigkeit ſeiner Brüder riß ihm endlich die Geduld aus. Er eilte nach Rom, um ſich ſelbſt von der Lage der Sachen zu unterrichten. Seine Ankunft und die Abſicht derſelben vermehrte das Murren des Volks über den Tribun; die Verachtung, mit welcher er von ihm ſprach, theilte ſich ſeinen Zuhörern mit, und ſeine Drohungen überzeugten die Römer bald, daß ſein Arm dieſen Elenden eben ſo leicht ſtürzen

gen würde, als ihn sein Geld emporgehoben hätte. Rienzis Wuth und Bestürzung über diesen Schritt des Ritters war unbeschreiblich; die Verrätherei eines Weibes aus Montreals Gefolge, die von ihrem Herrn beleidigt, zu ihm geflohen war, hatte ihm die Gefahr so dringend gemacht, daß er alles andre aufopferte, um diesen Sturm abzuwenden. Er kam, von Montreals Brüdern begleitet, in Rom an, und lies dem ungestümen Gläubiger seine Ankunft melden. Der Ritter, der sich nicht verrathen glaubte, erschien unerschrocken auf diese Einladung; aber kaum hatte er die Schwelle des Pallasts betreten, so legte man ihm eiserne Ketten an und warf ihn in einen Kerker. Arimbaldo und Bertone wurden zu gleicher Zeit gefangen genommen, als Mitschuldige einer vorgeblichen Verschwörung, deren Gerücht Rienzi sorgfältig ausstreuen lies. Montreal befürchtete das Schlimmste nicht, weil er in den Bedürfnissen des Tribuns ein unfehlbares Rettungsmittel zu finden glaubte. Er bot ihm große Schätze für seine Befreiung an, und machte sich anheischig, seine Brüder als zurückgelassene Geissel zu betrachten. Aber Rienzis Absicht war, auf eine sichrere Art mehr

zu

zu erlangen, als ihm Montreal versprechen konnte; die Verbindlichkeit, die er gegen den Ritter hatte, machte ihn unversöhnlich, und er war entschlossen, seine Schuld in dem Blut seines Gläubigers zu tilgen.

Unerschüttert von seinen Anerbietungen, ließ er ihm wegen seiner in Italien verübten Grausamkeiten förmlich den Prozeß machen; und Montreal wurde im Angesicht des Volkes enthauptet. Sein heldenmüthiger Tod; der verdiente Ruf, in welchem er stand, der erste Krieger seiner Zeit zu seyn; Rienzis Verrätherei und Undank gegen seine Brüder, machten vereinigt einen fürchterlichen Eindruck auf das Volk, ohngeachtet die Ursachen, die er vorschützen konnte, nicht unwichtig waren. Montreal würde zwar sein Wort ritterlich gelöst haben; aber es war sehr wahrscheinlich, daß er sich alsdann aller Verbindlichkeit ledig geglaubt hätte und an der Spitze seiner Bande vor Rom erschienen wäre, um auf einmal seine Rachsucht und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Denn Rienzi war durch jene Verrätherinn von den geheimen Absichten unterrichtet worden, welche der Ritter schon längst auf Rom gehabt

hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Leichtigkeit, in Rom den Herrn zu spielen, was von man in kurzer Zeit so viele Beweise gesehen hatte, einen Menschen, der mit einer unbegränzten Kühnheit ausserordentliche Hülfsmittel verband, unwiderstehlich anlocken mußte. Die Römer selbst hatten den Ritter von jeher mit argwöhnischen Augen angesehen; aber alles dies war iezt vergessen, wenigstens würkten diese Vorstellungen weniger auf sie als der traurige Anblick seines Tods, dessen Zeugen sie waren, und der Verdacht, daß er nur einem schändlichen Eigennuz aufgeopfert wurde.

Ueberdem wurden Rienzis Absichten von dieser Seite vereitelt, und durch eine Ungerechtigkeit, die den Menschen sehr natürlich ist, vermehrte dieser Umstand den Haß und die Verachtung des Volks. Der Kardinal Albornos konnte bei einem so wichtigen Falle nicht unthätig bleiben. Er forderte einen der Brüder des Gerichteten, Arimbaldo, von Rienzi, der es nicht wagen wollte, ihn durch eine abschlägliche Antwort zu erbittern, und traf mit Arimbaldos Hülfe sichere Anstalten, daß Montreals Vermögen nicht in die Hände seines Mörders

fiel,

fiel, sondern unter den verschiednen Unglücklichen ausgetheilt wurde, die seine blutigen Streifereien durch Italien um Güter, Kinder und Weiber gebracht hatten. Auf diese Weise kam Rienzi um alle Vortheile eines nothwendigen Verbrechens, und fühlte die bittern Folgen desselben in ihrem ganzen Umfang.

Was indessen Monkreal in Rom besas, konnte Rienzis Nachsuchungen nicht entzogen werden, und er sezte sich damit in den Stand, den Ungestüm seiner Deutschen eine Zeitlang abzuwehren. Diesen ruhigen Zeitpunkt schien er benuzen zu wollen, um den Widerstand der Grossen völlig niederzuschlagen. Er betrieb den Krieg mit einem Eifer, den man noch nicht an ihm gesehen hatte, und die kluge Wahl seiner Generale verschafte ihm manchen Vortheil über die Feinde. Noch einmal erhob er sich über sich selbst, gleichsam als hätte er sein nahes Ende geahndet. Denn alles was er that, konnte ihn nicht mehr in der Meinung der Römer retten, die jezt eben so sehr gegen ihn verblendet schienen, als sie es vorher für ihn gewesen waren. Diesem unheilbaren Zustand,

wo man nicht vermeiden kann, falsche Scheitze zu thun, wo Nachsicht und Strenge, Muth und Feigheit, Klugheit und Unvorsichtigkeit gleich gefährlich werden, können diejenigen Menschen nur selten entgehen, die der Zufall über ihre Kräfte erhoben hat. Er war zum Falle reif, und jedes Mittel, das er ergrif, trug zu seinem Verderben bei.

Die Beweise, die er täglich von der tödtenden Kälte des Volks bekam, bildeten das finstere Mistrauen vollends in ihm aus, zu welchem seine tirannischen Absichten ihn schon so sehr geneigt machten. Seine besten Freunde wurden die Opfer desselben. Ein Greis, den ganz Rom um seiner Tugenden willen verehrte, den Rienzi selbst hervorgezogen hatte, Pandolfo Pandolfucci wurde ohne alle Ursache enthauptet. Mehrere Unschuldige verschwanden auf diese Weise, deren ganzes Verbrechen sein immer wachsender Argwohn war. Unter allen, die ihm dienten, hatte ihm Liccardo de Annibalis am meisten gegen die Feinde genüzt. Ehe es Zeit dazu war, glaubte er sich seiner entledigen zu können, weil sein Ruhm

unter

unter dem Volke, und sein Ansehen in der Armee ihm verdächtig wurde. Die Entfernung dieses furchtbaren Mannes machte den Großen so viel Luft, daß sie sich von allen den Stössen erholten, die er ihnen versezt hatte. Indessen wollten sie es nicht bis auf das zweifelhafte Glück des ofnen Feldes ankommen lassen. Sie suchten in Rom selbst ein Feuer anzuzünden, das ihren Feind unfehlbar ergreifen müßte. Das allgemeine Misvergnügen erleichterte ihre Bemühungen. Die Verschwörung wurde mit der größten Heimlichkeit fortgeführt, und brach endlich den achten Oktober 1354 aus.

Am Morgen dieses Tages wurde Rienzi durch Waffengetümmel und ein unmäßiges Geschrei aus dem Schlafe geweckt. Noch war das Geräusch fern, und er konnte nur die Worte unterscheiden: es lebe das Volk! Bald aber liefen von den meisten Vierteln der Stadt Haufen von Bewafneten zusammen, und als sie näher an das Kapitol kamen, veränderte sich das Geschrei; er hörte deutlich rufen: der Tirann, der Verräther sterbe! Seine eignen Wachen hatten sich mit den Aufrührern verbunden; das Volk rottirte sich auf den Lärm

zusammen, und besetzte das Kapitol. Durch seine Fenster flog ein Regen von Steinen; sein Pallast war in wenigen Augenblicken von allen, die ihn bewohnten, verlassen worden; sie hatten sich entweder verborgen oder unter die Feinde gemischt. Noch hatte er Entschlossenheit genug, sich in seine Ritter-Rüstung zu werfen und auf den Altan zu treten, um die Aufrührer anzureden. Vor sich breitete er die Fahne des Volks aus, und er wollte seine ganze Beredsamkeit auffordern, um ihre Wuth zu besänftigen. Aber dazu lies man ihn nicht kommen, das Geschrei wurde tobender als vorher, und ein Hagel von Steinen trieb ihn wieder hinein.

An der Hand verwundet, trat er ab; und in diesem Augenblick verwandelte sich jene erzwungne Entschlossenheit in die bitterste Verzweiflung. Die Thore des Kapitols waren schon in Brand gesteckt, und er sah die Flammen und den Rauch überall um sich her in dicken Wolken aufsteigen. Demohngeachtet war der Aufruhr nicht allgemein, verschiedene Viertel der Stadt hatten sich nicht gegen ihn erklärt, und einige Ausgänge waren im Pallaste noch frei. Aber einer von seinen Verwandten, Lucciolo

niolo Pelliciaro, der ihn überall begleitete und von den Verschwornen bestochen war, verfolgte ihn unabläſſig mit den gräßlichſten Vorſtellungen, und ſuchte ſeine Furcht durch erdichtete Umſtände zu vergröſſern. Zugleich trat dieſer Verräther von Zeit zu Zeit an die Fenſter, und benachrichtigte die Verſchwornen von der troſtloſen Lage des Tribuns. Das zunehmende Feuer, das wütende Geſchrei, Lucciolos verſtellte Schrecken gewannen es endlich über alle ſeine muthigen Entſchlüſſe. Eine ſichere Flucht blieb ſein einziger Gedanke. Er legte ſeine Rüſtung nieder, ſchnitt ſich die Haare und den Bart herunter, ſchwärzte ſein Geſicht mit Kohlen, warf eine ſchmuzige Bettler-Kleidung, die er von ohngefähr gefunden hatte, über ſein reiches Gewand, und belaſtete ſich den Kopf und die Schultern mit Betten und andern Geräthſchaften, als ob er mitgeplündert hätte. Er kam glücklich durch die Flamme bis an die letzte Treppe. Hier aber wurde er plötzlich angehalten, und einer der Aufrührer, an den ihn wahrſcheinlich der treuloſe Lucciolo verrathen hatte, ſchlug ihm den Mantel zurück. Seine reichen Armſpangen, die er in der Beſtürzung abzulegen vergeſſen hatte, machten ihn

sogleich allen Umstehenden kenntlich; in einem Nun hatte sich eine ungeheure Menge Volks um ihn gedrängt.

In diesem entscheidenden Augenblick schien sein guter Geist zu seiner Rettung noch ein Wunder thun zu wollen. Eben da er tausend Schwerter auf sich gezuckt zu sehen glaubte, verwandelte sich das tobende Getümmel in eine Todtenstille. Erstarrt und sprachlos trat die ganze Menge zurück, wie vor seinem Geist. Alle Schwerter sanken; der lächerlich-gräßliche Anblick seiner Vermummung erweckte ein dunkles Gefühl von Rührung und Ehrfurcht; sein ganzes voriges Ansehen schien ihn wieder zu umstralen, und gegen seine Feinde zu schützen. Nur ein Wort, schien es, nur eine Probe seiner alten Beredsamkeit: und er war gerettet. Aber die gehäuften Schrecken dieses Tags hatten seine Sprache gehemmt, seine Zunge gelähmt. Seine Augen rollten im Kreise herum und sahen nicht was sie würkten. Eine Minute vergieng, und wieder eine, und wieder eine; er stand noch immer da, in todter Betäubung, wie vom Donner gerührt. Diese Pause schein fast eine Stunde gedauert zu haben; aber er lies sie vorbei gehen, ohne sich

zu

zu erholen. Einer der vornehmſten Verſchwornen, Cecco di lo Vecchio, erwachte vor ihm aus dem Schlummer. Ohne das Beiſpiel der andern zu erwarten, zog er plözlich ſein Schwert, und ſtieß es dem unglücklichen Rienzi durch den Leib. Sein Fall löste auf einmal den Zauber, die niedrigſte Wuth kam an die Stelle jener ſonderbaren Verſteinerung, alles ſtürzte ſich auf den Leichnam, und er wurde von tauſend Schwertern zerriſſen. Sie ſchleppten den zerfleiſchten Körper durch die Stadt, und lieferten ihn endlich den Juden aus. Dieſe verbrannten ſeine Ueberbleibſel an einem langſamen Feuer, um wenigſtens jezt ihren unverſöhnlichen Haß gegen einen Menſchen zu befriedigen, der, unter ihnen geboren, es gewagt hatte, ſich über ſie zu erheben und ihr Gewerb durch ſeine Geſetze zu ſchmälern. Man ſuchte alsdenn alle ſeine Sachen durch, und was man darunter fand, ſchien die Wuth des Volks zu rechtfertigen. Plane zu neuen Auflagen und Bedrückungen des Volks, Namen von römiſchen Bürgern, die er zum Tode beſtimmte, dieſes alles zeigte deutlich, was man von ihm zu erwarten gehabt hätte. Ferner fand man in ſeinem Kabinet einen Stahlſpiegel, der mit

magischen Zeichen verzkert war. Diese wichtige Entdeckung bestätigte den allgemeinen Argwohn, daß Rienzi mit Zauberkünsten umgegangen wäre; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Mensch, der in seiner eignen Seele so wenig Rath und Trost schöpfen konnte, zu höhern Geistern seine Zuflucht nahm.

Durch diesen Tod vollendete Rienzi seine Bestimmung, immer außerordentlich und niemals groß zu seyn; er wurde das Opfer des Zufalls, dessen Geschöpf er war. Der Römische Unbestand lies seinen Namen bald wieder unter dem Volke zu Ehren kommen; und das Andenken des guten Zustands pflanzte sich, wie die Sage vom goldnen Alter, auf die folgenden Geschlechter fort.

II.

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618.

Die Republik Venedig war unter allen Italiänischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treusten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von jeher vor den päbstlichen Anmaßungen geschüzt. Endlich waren die Päbste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der Europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grundsäzen Gregor des Siebenten zu entsagen, als zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Paul der Fünfte in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammenstieß, veranlaßte diesen Angrif. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht,

hatte

hatte nicht erst auf den Pabst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, die in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Pabsts abgaben, wurden aus dem Venetianischen Gebiete verbannt. Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Mine machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich der Vierte, um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone, manches Verdienst erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar alles versucht, um Antheil an dieser Versöhnung zu nehmen, und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich ohnfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde. Aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschliessen, und so lange Heinrich lebte; mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach

Hein-

Heinrichs Tode wurde daher die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oesterreich auf dem Adriatischen Meere besitzt und die an das Venetianische Gebiet gränzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestund. Man nennte sie die Uskoken, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich theils vor der Türkischen Tyranney, theils vor der Strenge der Venetianischen Gesetze, in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten. Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört, und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Gräz, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst; aber seine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da sie dem Spanischen Hofe ergeben waren, nuzten sie die Gelegenheit, um diesen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Febrnar 1612.

Aber

Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog ſo ſchlecht erfüllt, daß es endlich zu einem ofnen Kriege kam, der indeſſen nicht ſo entſchieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu befürchten hatten, konnten die Laſt des Kriegs beſſer aushalten als der Erzherzog. Dieſer wurde von dem Kaiſer unabläſſig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Hungarn bedrohte; und er ſelbſt brauchte damals beträchtliche Summen, um ſeine Wahl zu der Böhmiſchen Krone durchzuſetzen, welche bald nachher vor ſich gieng. Die Spanier hätten ihn gern unterſtüzt; aber der Krieg, den ſie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieſer Herzog mit der Republik in Verbindung war und ſeine Kräfte durch ihren mächtigen Beyſtand ſehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieſer gefährlichen Feinde zu ſtören, waren vergeblich; und das Spaniſche Miniſterium fand zu ſeiner groſſen Erbitterung die Venetianer überall in ſeinem Wege. Aber Philipp der Dritte war ein ſchwacher Fürſt, der ſich von Günſtlingen

regieren

regieren ließ, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben so sehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Troz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom Alfonso de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der Spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtschreibern zur Vollendung eines aufferordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stüzen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so

gieng

ganz er der Quelle seines Irrthums nachmüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sichern Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände erkennen gelehrt, welche weitumfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen könnten. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem Spanischen Staatsrath fast für Profezeiungen, so sehr hatte diese beständige Uebung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Weltbändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der grossen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Instinkt in Beurtheilung der Menschen; die Leichtigkeit mit unwiderstehlichem Reiz sowohl zu schreiben als zu sprechen; die Mine der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimniß des verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Frei-

heit

heit des Geistes mitten in den heftigsten Erschütterungen.

Die Spanischen Gesandten standen damals im Besiz, an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der Venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das Spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte ihn zurükzurufen, so nöthig auch seine Gegenwart an andern Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt sezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen seyn würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte

und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftiget. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte, hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die Iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher, und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der Spaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplazes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiedenen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen, und diejenigen Pläze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde. Seinen Hof wollte er indeſſen noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären,

führen, bis man nichts weiter brauche, als ihre Bestätigung, um des glücklichen Erfolgs gewis zu seyn. Eine Depesche, die er damals an den ersten Statssekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts besonderes. Es gäbe Fälle, so schrieb er ihm, wo die Natur selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freisprächen, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre sich nach ausserordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltnen Ausnahmen schiene man ihm jezt gerade berechtigt zu seyn, da das übermüthige Betragen der Venezianer und die schimpflichen Maasregeln zur Versöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden wären, dem Oesterreichischen Hause die gröste Erniedrigung drohten. Irre er sich darinn nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jezigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend jemand beurtheilen könnte; übrigens hofte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines

Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen grossen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verliesse. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andre erwartet. Seine einzige Sorge war nun die Anstalten so zu treffen, daß ihm der Spanische Hof seine Gutheissung am Ende nicht verweigern dürfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkührlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des Venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili's und denen die es nicht sind, beobachtet. Die Nobili's allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen; und die Personen vom größten Stande,

de, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern machten sie wie Souverains, nicht wie Statthalter. Vergiebt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des Venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jezige wegen der Uskoken den Nobilis, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit sich zu bereichern. Er war von einem überflüssigen Aufwand; und ausser dem Gelde, das nach Piemont gieng, sah man sich in der Folge fast gezwungen eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darinn keinen Grund sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen

im Anfang eben so willkommen seyn als er den Grossen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Grossen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren: darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des Römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz befriedigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie dann Grund dazu in den verhaßten Maasregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andre wollten in ihrer Einfalt katholischer seyn als der Pabst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt; aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die vom Seiten des Vermögens eben so schlecht bedacht waren,

ren, als von Seiten des Geists. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch übergehäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer seyn könnte.

So streng es auch den Nobilis untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerinn, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch seyn mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, ohngeachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlas sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie

suchten sogar über andre, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bey diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute die ganz von ihnen abhiengen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem Spanischen Gesandten mehr ein Geheimnis, er wurde von allen Entschliessungen desselben unterrichtet; und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten sie zu befolgen.

Außer diesen Verbindungen, wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige Spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Stadthalter von Mayland gemeine

Sache

Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoien in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranka, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendozas Treue verdächtig zu machen, und bewarb sich selbst um die Mailändische Stadthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendozas Stelle einzunehmen; und sobald er dort angekommen war, lies er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf zu erforschen, ob der neue Stadthalter sich würde bewegen lassen, funfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen

zu dieser Unternehmung herzugeben? Don Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entschloß sich, soviel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewissen Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum zweitenmal nach Venedig, um seinem Freund diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn zu bedenken, daß er diese Truppen sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloszustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Uebrigens versprach er so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte wie für sich selbst.

Nichts war für den Gesandten von gröſſerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Stadthalters von Mayland die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie von

aus-

zuzusehen war, und weigerte sich in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von seiner Seite nichts, um das üble Vernehmen auf's höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen hatte. Man hat dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Kriegs im Friaul, von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschliessen könnte. Die Venetianische Armee war über den Lisonzo gegangen, und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der Erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte sich jezt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit gienge. Damals endigte sich das Misverständnis zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streit des Sohnes und des Bruders Karl des Fünften

ten um die Nachfolge im Reiche, fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro lies seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der Spanischen Flotte auf dem Mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er verspeerte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er sezte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem Venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die Venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten, und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päbstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemahls von dieser Freyheit gemacht worden, und diese Schriften wurden noch

für

für unwiderlegbar gehalten, ohngeachtet mehrere geſchickte Männer von der Gegenparthei verſucht hatten darauf zu antworten. Der Marquis ging ſie von neuem durch, und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der Venetianiſchen Schriftſteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenſtand dieſer Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematiſch werden könnte. So zeigte er, unter dem Vorwande die Rechte der Kaiſer über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrſchaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bey ſeinen Abſichten wünſchte er nicht für den Verfaſſer dieſer Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung ſo behutſam, daß man ſo lange er lebte ihm auch nicht den geringſten Antheil daran zutraute; und noch heutzutage trägt man Bedenken ihn als den eigentlichen Verfaſſer des Squittinio della liberta Veneta — ſo heißt dieſe Schrift — anzuſehen, ohngeachtet man zugiebt, daß er ſie hatte ſchreiben und heraus geben laſſen. Man begreift nicht leicht, wie er damahls auch von dieſem Verdachte frey bleiben konnte; aber die Venetianer kannten

ihn wahrſcheinlicher weiſe noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das einzige, was ſie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von ſo aufbrauſendem Charakter trauten ſie die Kälte nicht zu, eine politiſche Satyre von dieſer ausgeſuchten Feinheit aufzuſezzen. Billigkeit und Unpartheylichkeit ſchienen durchaus in dieſem kleinen Werke zu herrſchen. Selbſt die eingeſtreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaſſungen der Venetianer waren durch die ſcheinbare Mäßigung der Ausdrücke ſo gemildert, daß ſchon dieſes allein den größten Eindruck machen mußte. Dieſes ſquittinio erregte ein außerordentliches Aufſehen. Da man keine Spur von dem Verfaſſer hatte, fiel der Verdacht ſehr natürlich auf den Römiſchen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Innhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß jedermann die Stärke der Gründe dieſes Ungenannten eben ſo fühlen müßte wie ſie; der Verluſt einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich geweſen. Paul Sarpi, oder wie man ihn ſonſt nannte, Fra-Paolo, einer der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der den Muth gehabt hatte ſein Intereſſe als Mönch

in jenem entscheidenden Zeitpunkt dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päbstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil dieß nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem Römischen Hof wegen seiner eigenen Vertheidigung so viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rath wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des Tridentinischen Konziliums herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bey seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beyden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweyten Versuch

zu

zu wägen. Daher erhielt der Venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich alles von neuem zerschlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde, mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich gemacht; die französischen und deutschen Abentheurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und acht tausend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bey dem Pabst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der Venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen gienge, als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei

mächtigen

mächtigen Republiken gegen sich vereinigt zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Pabst die Venetianer würklich genöthigt hätte diese Kezzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil sehen, so hofte er die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Gelds und durch die Aussicht der reichen Beute, in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bey dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die größern Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum,

aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln berühmt zu werden, so war kein Verbrechen zu gros, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltne Gleichgültigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle ausserordentliche Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der Einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte, und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm seinen Entwurf mit, und gestand ihm, daß er bey dem ersten Gedanken, den er davon gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger sezte er jezt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden

zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negoziren. Uebrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den Holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte blos unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der Spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem Oestreichischen Hause, für seine eigne Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossnen Freunden rechnen könnte, die bereit wären ihn vor der Wuth des Pöbels zu schüzen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von grossem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimnis dahinter ist, wenn das Geheimnis selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit

leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie bei'm Ausbruch der Verschwörung Mine machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand so zu sagen im verjährten Besiz des Siegs, und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand grösstentheils aus gebohrnen Unterthanen der Republik, deren eignes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hofnung, daß die Spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher; und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschüzte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war als der Vizekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandirte, glaubte ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vizekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein eben so unternehmender Kopf als Dom Pedro und der

Marquis

Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Karakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondre hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersezte ziemlich was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schuz getrieben wird, hatte alle berühmte Korsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vizekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschüzte sie nicht sowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, alles zu wagen und ihm in den ausserordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger gieng. Nicht zufrieden sie blos aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er diejenigen sogar selbst auf, die sich durch ungewöhnliche Verdienste

auszeichneten, und machte ihnen so große Vortheile, daß er sie ohnfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortreflich war, daß alle seine Mitbürger sichs zum größten Ruhm anrechneten von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Stands unangestekt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen Anstande leben zu können, so entschloß er sich der Seeräuberei zu entsagen, ohngeachtet er noch in seinen besten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoien zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle ausserordentliche Talente liebte, und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn selbst gewesen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, wessen Standes er auch seyn mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Rathschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten

einen

einen Mann nicht genug bewundern, der die Grösse gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte und von dem es so schwer ist sich loszureissen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vinzenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sizilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes, die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete diese Aeusserung mit ausserordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und seine Erfahrung im Seewesen schäzte, und schlos mit der Erklärung: daß er nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gern auf sich, und sie wurde durch so vortheilhafte Anerbietungen von dem Vizekönig unterstüzt, daß der Kapitän nicht widerstehen konnte und sich mit Weib und Kindern nach Sizilien wandte. So

lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch ſeine Leidenſchaft nicht ganz erſtickt. Der Vizekönig hatte ſo ſchöne Galionen bauen laſſen; einige ſehr reiche Türkiſche Karavanen waren mit ſo ſchwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Verſuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund dieſen Rückfall zu bereuen: Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Oſſuna, mit dem er ſeit dieſer Zeit als Bruder lebte, überlies ihm den beſten Theil davon. Nur mußte er verſprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er berufen war, und von da eine Reiſe nach Provence zu machen, um alles was er auf dieſer Küſte von braven Seeleuten kannte, in ſeine Dienſte zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zuſammen, die hinreichte, um fünf groſſe Schiffe auszurüſten, welche dem Vizekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumſchränkte Herrſchaft bekam. Mit dieſer kleinen Flotte plünderte er ungeſtraft die Levantiſchen Küſten, und beſchloß ſeinen erſten Feldzug durch ein groſſes Treffen, worinnen er ein anſehnliches Geſchwader türkiſcher Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mittheilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angränzenden Meere, und konnte daher nichts eifriger wünschen als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Kapitän, und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich, es vergiengen mehrere Tage unter geheimen Berathschlagungen, und plözlich sah man den Kapitän Neapel verlassen, auf eine Art, welche die äußerste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Ossuna stellte überall Leute an, die Befehl hatten ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm versperrt, bis auf den einzigen, den er würklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesetzt, und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen,

und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Karakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben so unruhiger Kopf schien als der Vizekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweitenmal nach Savoien. Der Herzog von Savoien führte ofnen Krieg mit den Spaniern, und er war für den grosmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verlies, um nach Sizilien zu ziehen; demohngeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schuz zu suchen. Er machte ihn für's erste mit verschiednen erdichteten Anschlägen des Vizekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher

einige

einige Maasregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte sich genöthigt gesehen, um seiner Wuth auszuweichen, in diesem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerste was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit ofnen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eignes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Ausserdem lies er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vizekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebnen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich eben so mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns; die Hofnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen

des

des Vizekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für ſie würde anwerben können; vorzüglich aber die Anſchläge des Vizekönigs, die er verrieth und ſo wahrſcheinlich zu machen wußte als nöthig war: alles dieſes ſprach ſo mächtig für ihn, daß man ihm ſogleich das Kommando eines Schifs anvertraute. Zwar ſtellte Contarini, Ambaſſadeur der Republik am päbſtlichen Hofe, dem Senat in ſeinen Briefen vor, daß man dieſem Menſchen, der unmittelbar von dem Vizekönig käme, nicht ſo blindlings trauen könnte. Aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: ſie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verſchmäht. Uebrigens ſuchte der Kapitän ungeſäumt Gelegenheit ſich von ſeiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See geſtochen hatte, verſchafte er ſich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt ſo beträchtliche Vortheile über ſie, daß man nach ſeiner Zurückkunft nicht anſtund, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Oſſuna Nachricht von dieſem glücklichen Erfolg ihrer Liſt,

und

und beſchlos ſeine Depeche mit folgenden Worten: „Wenn dieſe Pantalons von Venedig fortfahren ſich ſo leicht bethören zu laſſen, ſo wag' „ich es, Ew. Excellenz zu verſichern, daß ich „hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.“ Er ſchrieb zu gleicher Zeit an alle ſeine Cameraden, die er in Neapel verlaſſen hatte, und ſuchte ſie zu bereden, daß ſie Dienſte bey der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht ſchwer ſie nach Venedig zu locken. Der Vizekönig behandelte ſie ſeit der Flucht ihres Freunds ſo übel, als er ſie vorher gut behandelt hatte, und gab bey allen Gelegenheiten ſein ſcheinbares Mistrauen gegen ſie zu erkennen. Er beklagte ſich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik ſeinem Feinde bewilliget hatte. Um ſich zu rächen, nahm er alle Uskoken in ſeine Dienſte, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; ſie fiengen ein groſſes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig ſegelte, und boten die Beute, die ſie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenſtände ſehr wichtige Repreſſalien aus, widerſtand hart-

näckig

nächtig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergiengen, die erbeuteten Güter wieder heraus zu geben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem Adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel, auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieses unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die klügsten wußten, wie nüzlich diese Art von Tollköpfen sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst öffentlich weder unterstützen noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien,

welche

welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen, und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maas von Tiefe des Wassers auf verschiedne Breiten tragen konnte; und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der Venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fieng an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vizekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas ernstliches verborgen seyn könnte. Der Herzog sezte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bey jemanden Verdacht

zu

zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschlos Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Ausserdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äusserst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmahl den Uebermuth des Venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager vor Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hofnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Petro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit

die

die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes Interesse blindlings in's Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein solcher Ort die andern im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen, und die Venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten, und blieb einige Zeit in Krema stehen, um da mit Hülfe eines französischen Lieutnants, der Berard hies, eines Italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Komplot anzuspinnen. Diese drey erboten sich fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der Venetianische Kommendant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßige Truppen der Re-

publik in den feſten Plätzen vom Friaul oder bey der Armee ſtanden.

Der Herzog von Oſſuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß ſie einen Venetianiſchen Ort auf dem Meerbuſen in ihrer Gewalt haben müßten; um den Uskoken und dem Erzherzog beyſtehen zu können, und eine Zuflucht für die Spaniſche Flotte bereit zu haben, wenn ſie zufälligerweiſe auf dieſem Meere einer bedürfen ſollte. Zu dieſem Behufe wurde Murano erwählt, ein feſter Platz auf einer Inſel, die an Iſtrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein Italieniſcher Offizier, Mazza genannt, ſtand ſeit vierzig Jahren an dieſem Orte, und hatte faſt ſo viel Anſehen darinn als der Gouverneur. Von dieſem erhielt ein Abgeſandter des Herzogs von Oſſuna, vermittelſt einer beträchtlichen Summe und der Zuſage des Gouvernements, das Verſprechen, daß er auf den erſten Befehl, den Gouverneur ermorden und ſich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieſer Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem

dem vertrautesten Fus; und da ihm das Amt eines Provediture, das er äusserdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beschäftigung gab, verlies er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über alles was das Innere des Platzes betraf. Jezt endlich glaubte Bedemar, die lezte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maasregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödtlicher ist als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewürken sollen, finden sich nie zu Einer und derselben Zeit im Stande gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüstet, verändert sich die Gestalt der andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiderbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenüzt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge.

schlüge. Daher beschlos er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, ausser Renault und dem Hauptmann. Selbst diese beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedne Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen beiden ein enges Bündnis stiftete. Er entschlos sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault sezte seinen Ehrgeiz darinn, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit grossen Talenten zu einer schweren Ausführung, und mit einer

seltenen

seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verschiedenen Unterhandlungen Renaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit neue Partheigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser, dem Kapitän vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung, und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter, und sein Karakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem andern machte er den Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also, blos in dieser Rücksicht, nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Korsaren zu fügen, so weit es zu ihrem Zwecke nöthig wä-

re, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abentheurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung ausserordentlich, als sie das erstemal daß sie in seinem Hause zusammen kamen, plözlich auf einander zugiengen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen sezt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimnis klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhoben; und ein grosser Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, da sie wußte, daß Pierre und Renault

eine

eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurück; und er überließ sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie jeder für sich auf die Gedanken gekommen wären einander zu der grossen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu seyn. Zwar hatte sich keiner dem andern verrathen, und wenigstens war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie erkannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einigemal in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären, und einander mehr von ihrem Geheimniß zu erkennen gegeben hätten als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benuzen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An dieſem Tage brachte Renault dem Geſandten die erwünſchteſten Nachrichten von der Stimmung der holländiſchen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die Venetianiſchen Befehlshaber übermüthiger gegen ſie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Naſſau, deſſen Anſehen ſie vorher noch zurükhielt, in eben dem Maaße geſtiegen. Sie hielten ſich vor Gradiska ſehr ſchlecht, und ihre vorſezliche Trägheit im Dienſte lies den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um dieſem vorzubeugen, vertheilte er ſie in verſchiedne, weit aus einander gelegne Poſten; aber eben dieſes Zeichen von Mistrauen brachte ſie vollends auf, und da ſie ſich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, lies der General einige von den Unruhigſten hinrichten. Aber verabſchieden durfte er ſie noch nicht, weil die Republik außer Stande war ſie zu bezahlen; er begnügte ſich alſo ihre Anführer nach Padua zu verbannen, und den Reſt der Truppen in verſchiednen Plätzen von der Lombardei zu zerſtreuen. Der Lieutenant des Grafen von

Naſſau,

Nassau, einer der vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen, und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedros Hände zu liefern. Renault bat den Marquis sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Krema genug hätte, und durch ein zweites Komplot blos die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiednen Vorwänden blos aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs blos stellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte, ausser diesem Lieutenant, noch mit drei Französischen Edelleuten negozirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoiarden Tarnon, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem

Italiänischen Ingenieur Ravellido, und zwei andern Italiänern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa Mezzana, und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nöthig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich, mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie während seines Aufenthalts im Lager, schon mehr als zweihundert Offiziere für seine Absichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine lezte Anfrage, wie viel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den Löwensteinischen und zweitausend dreihundert von den Nassauischen Truppen bereit stünden in Spanische Dienste zu treten; und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich alle mit ihren eignen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hofnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen wollte,

wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurükstossen würde, denn die gehäuften Mishandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Ausserdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit, diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für ihren Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten, rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel beisammen hätte, als nöthig wäre, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert von einander wären, daß, im Falle auch eins

davon

davon fehlte, man sich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewis er also auch auf Dom Pedros Versprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maasregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieses drei Mittel mit eben so viel Eifer beworben und sich eben so sehr dessen zu versichern gesucht, als wenn er die beiden andern für höchst ungewis gehalten, und sie alle drey zu drey verschiednen Unternehmungen bestimmt hätte. Jezt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurtheilen könnte, ob er im Stande seyn würde, sein Versprechen zu halten. Pierre's Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der Französischen Edelleute, mit welchem

sich

sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begrif war abzureisen, bekam Brisbe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmann Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tage des Jahres 1618, nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jezt für nöthig, sich gegen das Spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, sezte er seinen Plan mit der größten Umständlichkeit auf. Und weil er die Langsamkeit der Berathschlagungen seines Hofs kannte, legte er eine besondre Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr worinn er wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Kurier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, alles fahren zu lassen. Die Antwort folgte in der gesezten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht als er verlangt hatte.

Wenn

Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stof vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsaz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt; wer aber darum weis, findet kein Wort darinn, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidne Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimnis gehalten hat. Er breitet sich alsdenn über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten, als ihrem jezigen Zustand. Dies führt ihn auf eine eben so traurige als erhabne Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß

gerade

gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staats lag der erste Keim seines jezigen Verfalls. Die gänzliche Ausschliessung des Volks von den Staatsgeschäften, war die Veranlassung zu der Tirannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung des höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den römischen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft im Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleis diese Schilderung; zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion, die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch, und ohne im geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weis er sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volks, können die Grossen nach Willkühr umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht, und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicher Weise hart

und

und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Partheien zertheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine grosse Anzahl unzufriedener Nobilis kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiednen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengeraften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen

Meere

Meere geworden; dieſe Menſchen verdienten nicht, daß man ſie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur ſo lange auf ſie rechnen, als ſie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen ſie ſelbſt zu kehren. Nachdem er dieſe Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargeſtellt hat, ſucht er aus denſelben die richtigen Reſultate über das künftige Schickſal und die Dauer dieſer Republik zu ziehen. Er beweiſt, daß ſie ſich jezt in dem lezten, ſchwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befinde. Ihre Krankheiten, ſagt er, ſind von einer ſolchen Art, daß ſie ohne eine uneingeſchränkte Umwerfung ihrer ganzen Form, keine heilſame Kriſis, kein Mittel zur Beſſerung mehr erwarten darf.

Jezt erhielt Bedemar von dem Spaniſchen Staatsrath die Erlaubniß zu handeln wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber ſtockten alle Anſtalten. Der Marquis war untröſtlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Oſſuna preis gegeben hatte, da er doch ſeinen Karakter kennen ſollte. Bey den damaligen Umſtänden konnte dieſer Aufſchub von den

ſchlimmſten Folgen ſeyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern ſehr in die Enge getrieben; und der Spaniſche Hof fand kein anderes Mittel dieſe Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorſchläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgeſezt, welche die vorzüglichſten Artikel des Friedens enthielt; aber die beſtändigen Unordnungen des Herzogs von Oſſuna zwangen die Venetianer die Vollmacht ihres Geſandten zurückzunehmen, und den Siz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marſchalls von Ankre mehr Begünſtigung hoffen lies. Der Friede wurde den ſechſten September zu Paris geſchloſſen, und der Statthalter von Mailand beſprach ſich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollſtreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoien zu beſtimmen. Zugleich aber fuhr eben dieſer Statthalter fort die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen ſogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten ſich darüber ſehr heftig, und rüſteten ſich mit gedoppelten Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar

dem

dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowohl auf Befehl seines Hofs, als weil er die schlimmen Eindrücke zilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht liess er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradiska konnte sich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu

ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Pabsts gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte. Aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des Venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna lies von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem Adriatischen Meere kreutzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeugungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt zu erfahren, daß man das Betragen des Vizekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von

Ossuna

Offuna kennte, würde man leicht zu überzeugen seyn, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch würklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger sonderbar fände, suchte er sich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaux stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiedenen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethune lies eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allen diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des grossen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vizekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch seyn möchte. Nun erfuhr man endlich woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedne Wege von dem Venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiäner, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, so wie alle Abentheurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierr's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags seyn könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog

stünde

stünde als man sich's einbildete. Spinoza hatte sich gegen den Vizekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut, und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mässigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit anstund, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korsaren aufzulauren, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menschen gehörte, die niemanden ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn das war, so mußte er eine solche Gelegenheit sehr gern benutzen, zu untersuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Kapitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinozas Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner

Seite Komplot zu machen ſuchte und ſich bemühete, einige kühne Abentheurer, für den Herzog von Oſſuna anzuwerben. Pierre war über das Mistrauen dieſes Herzogs mehr unwillig als erſtaunt; er überlegte blos, daß Spinozas beſondre Kabalen ihre Parthei theilen und ſchwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unſicher wäre, ſich gegen einen Menſchen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeſchickt war. Bedemar und Renault waren derſelben Meinung, und ſie urtheilten alle, daß ſie in der größten Gefahr wären, ſo lange dieſer Italiäner nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er ſpielte, zwang ihn beſtändig auf ſeiner Hut zu ſeyn, und es war zu befürchten, daß er ſein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte ſich endlich entſchlieſſen, ihn als einen Spion des Herzogs von Oſſuna bei dem Rathe der Zehn anzugeben. Die Franzoſen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Ausſage ſo glaublich und ſo umſtändlich ein, daß er an demſelben Tag insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korſaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf

seine Richter, weil jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän sezte; dem ohngeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Molot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinozas Tod erfahren, dessen Urheber er sogleich errieth. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen hatten sich die Löwensteinischen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwey Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte sogleich abzureisen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Kurier an Molot ab, um

dem Vizekönig durch ihn vorſtellen zu laſſen: daß dieſen ganzen Monat beinahe fünf tauſend Mann ihnen ganz zu Gebot ſtehen würden. Nolot that von ſeiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der ſeinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn ſo lange hin, daß nach ſechs Wochen von vergeblichem Harren, die Anführer dieſer Truppen ſich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängnis waren, ſich ohne ſie vergleichen würden, und die Verſchwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben ſelbſt ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück, und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Oſſuna. Sie war wie man ſie wünſchte, aber er hatte ſie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brûlard, überſchrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernſtlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um dieſen Schimpf nur zu bemerken. Er ſchrieb, daß er bereit ſtünde, ſobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuſchicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten, und auf welchen bis ſechs tauſend

send Mann Platz finden könnten wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen und er bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän lies die Häfen und Kanäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen könnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die ohne Aufsehen zu erregen sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwensteinischen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabey nicht gespart, und die Strenge der Jahrszeit diente zum Vorwand ihres Zögerns. Der gröſste Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolots Ankunft schon eingeschift war, lies sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geschäfte häuften sich jezt zu sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Auſser den neun Offizieren, die

die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden ſich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen laſſen, neun andre, die eben ſo gut zu gebrauchen waren. Dies waren erſtlich fünf Schifskapitäne, Vinzenz Robert von Marſeille, Lorenz Nolot, Robert Brûlard, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, ein andrer Brûlard Namens Lorenz, und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Karl und Johann Boleau, ein Italiäner Johann Rizzardo, alle dr i vortrefliche Feuerkünſtler, und ein Franzoſe, Langlade, der für den geſchickteſten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war ſo berühmt, daß er gleich bei ſeiner Ankunft die Erlaubnis bekam im Arſenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten ſeine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, ſo wie auch Villa = Mezzana und Retroſi, die ehemals da angeſtellt geweſen waren. Dieſe ſechs ſezten zuſammen einen ſo genauen Riß von dem Arſenal auf, daß die andern, die es nie geſehen hatten, nach demſelben eben ſo ſicher davon urtheilen konnten als ſie ſelbſt. Zwei Offiziere von dem Arſenal ſelbſt, die vom Kapitän beſtochen waren, halfen ihnen in dieſer Arbeit.

Sie

Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und recht schaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestätigte sein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge Spanischer Pistolen, die er auszutheilen hatte, daß sie sich verbindlich machten, ihm in allem was er verlangen würde blindlings zu folgen. Langlade und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Feuerwerkern, Bribe, Brainville und Lorenz Brûlard, zu sich in des Französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht als nöthig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war irgend jemanden außer ihnen da einzuquartieren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen

nen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die andern hatte er in dem Hause der Griechinn verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren, und von so vornehmen Stande als man es in einem Lande seyn kann, das unter Venetianischer Bothmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hofnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, lies er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen, aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen das sie besas, dort zugesezt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden

Freunde,

Freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darinn zu machen wären, lies sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser grosse Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte entdeckt zu werden, stellte sie sich unbäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weis, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieses Mittel für jeden, der nichts darinn zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen giengen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verschwornen vor was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel

zur

zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die höchste Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien sie alle bewafnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünf hundert Mann versehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priuli ernannt, der damals von der Republick Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssecretaire sollten ihm sehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmsten

sten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewafneten, und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Huzentauren sehr weit in's Meer begeben, um ihn zu empfangen, und an der Spitze dieses Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feyerlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraus sah, sobald er von Priulis Wahl unterrichtet war, schickte zum zweytenmale Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau als zur Zeit möglich war zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von allem was während Nolots erster Reise in Venedig vergegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er suchte den Stolz des Vizekönigs auf jede Weise zu schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte sich über ihn zu beklagen, schob

er in ſeiner Depeche die ganze Schuld der erſten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiſte am ſiebenten April ab; unterdeſſen ließ Renault alle Offiziere von den beſtochenen Truppen nach Venedig kommen, um ſich in der Stadt umzuſehen und ihre Poſten kennen zu lernen, damit ſie ſich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben ſie unter den Holländiſchen Truppen tauſend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarſch bereit ſtehen ſollten; und damit dieſe tauſend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten ſie die Vorſicht, aus jedem Orte vom feſten Lande, wo ſie zerſtreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle dieſe Menſchen unterzubringen, miethete jeder dieſer Offiziere allein eine ſo große Anzahl von Quartieren, als geſchehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen ſagte man, daß ſie für Fremde wären, die der Feyerlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere ſelbſt wohnten alle bey Freudenmädchen, wo ſie für ihr Geld weit ſicherer waren, als an irgend einem andern Orte.

Nun

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre sezten zusammen folgendes fest. Gleich bei'm Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewafnet hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich auf den Markusplaz zum Kapitän begeben; die größere Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden; und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brükke von Rialto finden, um damit in möglichster Eile ohngefähr tausend andre Soldaten von den Löwensteinischen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Fareth wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplazze verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des

Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwey Kanonenschüssen das Signal geben sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatze ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen andern fünfhundert nehmen, und Durand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Pallasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andre unter Bribes Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville, der Prokuratie. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die lezteren hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Strassen, die auf den Mar-

kusplaz führen, wird mit andern Wachen be-
sezt werden, und man wird an allen diesen Ein-
gängen Geschüz pflanzen, das gegen die Straß-
sen gekehrt seyn muß. Das Geschüz wird man,
bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf
der Fuße vom Rathe der Zehn nehmen, weil
dieses Schif in der Nähe und leicht zu über-
mannen ist. An allen diesen Orten, die man
einnehmen und wo man Wache stellen wird,
muß man alles was in den Weg kömmt, ohne
Ausnahme niederwerfen. Dürand aber muß
mit dem Reste der Truppen, in der Mitte des
Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben,
was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behufe in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zünden, und die obersten Offiziere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht schwer seyn, zumal da die Offiziere keinen Ver-

dacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschüz als nöthig ist an die verschiednen Oerter hinzuleiten, wo man es wird brauchen können; wie zum Beispiel das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, der Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto, und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstands die Stadt einschiessen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängnis von Sankt Markus erbrechen, und die Gefangnen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung grösser werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna, auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiednen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung

der

der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als Freiheit, und wenn diese Dinge alle in's Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Rolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschift wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna seine grossen Schiffe einen weitläuftigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem grossen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war blos dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die

ſich in Neapel darauf eingeſchift hatten, lies nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korſaren weit leichter und beſſer bewafnet. Indeſſen thaten die Spaniſchen Soldaten, welche lauter ausgeſuchte Leute waren, ſo tapfern Widerſtand, daß dieſer Angrif den Korſaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn ſie nicht ein heftiger Sturm in der gröſten Hitze des Gefechts aus einander getrieben und beide Theile hin und wieder verſchlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand ſich hierdurch ſo beſchädigt, daß ſie ſich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieſer Unfall ſezte den Marquis von Bedemar auſſer Stand die Feierlichkeit zu ſtören, und er erſchien dabei mit der gröſten Pracht. Er machte dem neuen Doge ſeinen Glückwunſch, und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine beſondre Freude über ſeine Erhöhung hätte, weil er hofte, daß der Thron die günſtigen Geſinnungen nicht ändern würde, die er ſchon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald dieſe Audienz vorbei war, lies er den Kapitän und Renaud zu ſich kommen.

Beim

Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war: daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthige Maasregel zu treffen, um die Sachen in dem jezigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jezt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei ausserordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes probiren, und alsdenn erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen grossen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestossen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Vene-

dig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo sie standen zu unterhalten, und damit ihnen nichts abgienge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der andern; die Geringern aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so grosse Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten über die jezige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschwornen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme auf die schnelle Abreise der Löwensteinischen Truppen zu dringen oder die Nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vizekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna in's Werk gesezt. Demohngeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das Spanische Ministerium wollte auf eine so unsichre Hofnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstüzte, bewog die Venetianer zuzugeben, daß der Herzog von Savoien die Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und lies daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, so bald er sich wieder darinn festgesetzt hätte. Zu gleicher Zeit lies Dom Pedro einem Savoischen Gesandten, der mit den Französischen Ambassadeurs nach

Mailand

Mailand gekommen war, aus den nichtigſten Gründen befehlen die Stadt zu verlaſſen. Der Herzog, erbittert über dieſen Schimpf, berief die Franzoſen zurück, und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Geſandten begreiflich machten, daß er ſich auf dieſe Weiſe in Dom Pedros Falle lacken lieſſe, gab er plötzlich alles wieder heraus. Dom Pedros Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er nicht unterlaſſen konnte es öffentlich durch ſeine Reden zu bezeigen. Indeſſen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangnen und die geringſten Oerter zurükzugeben. Aber über Verzelli, das man für den Hauptpunkt anſah, machte er ſo ſonderbare Schwierigkeiten, daß der Spaniſche Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Endlich ſagte er, daß es eine Schande für ihn ſeyn würde, dieſen Platz herauszugeben, während daß die Franzöſiſchen Geſandten in Mailand wären, gleichſam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Die entfernten ſich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoien zwar gewiſſe Landgüter zurükgeben müßte, welche Mantuaniſchen Unterthanen angehörten. Dieſe Güter wurden geräumt, aber wegen Verzelli machte man

keine

keine Anstalt. Endlich erklärte sich das Französische Ministerium, das die Heirath zwischen der Schwester des Königs und dem Prinzen von Piemont schliessen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte die Lebensmittel und das Geschüz aus Verzelli schaffen zu lassen. Aber dies geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, lies er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoien neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die Mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort die Schiffarth auf dem Meerbusen zu stören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde so zu handeln, so lange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herren, in ihren Diensten hätten. Man wird aus

der

der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese Holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urtheilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuschte auch diesmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossunas Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte; daß eben das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vizekönig, wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Gesezo vorschriebe; und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die Löwensteinischen Truppen, die im Begriff wären abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplots in Krema gestört. Der Französische Fähndrich und der Italiänische

Haupt-

Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich bei'm Spiele entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und, um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem Venetianischen Kommendanten das ganze Komplot. Der Fähndrich, dem etwas ähnliches ahndete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der Französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen blos als Mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte, und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben so unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplot von Murano. Der Italiäner, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffers, und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den lezteren fanden sich Briefe,

se, die das Geheimnis verriethen. Da er niemanden kannte als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständnis von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich in's Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sichrer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgne Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten.

ten. Der groſſe Zuflus von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die Venetianiſchen Städte, wo ſie zerſtreut waren, zu verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit viele von ihnen deſertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podeſtaten ſuchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik dieſe Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man ſich nicht wunderte, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele abgiengen, ſagten die meiſten, ehe ſie wegreiſten, daß ſie den Jahrmarkt in Venedig beſuchen wollten. Sie verkleideten ſich auf allerlei Weiſe. Man gebrauchte die Vorſicht, diejenigen beiſammen wohnen zu laſſen, die verſchiedne Sprachen redeten, damit niemand ein Verſtändnis zwiſchen ihnen ahnden könnte; und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema beſtimmt geweſen waren, wurden zu gleicher Zeit unter Dom Pedro in die Gegend von Breſcia geſchickt, um das Komplot zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Naſſau in dieſer Stadt angeſponnen hatte, und ſich derſelben zu bemächtigen, ſobald ſie die Nachricht von dem

glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die Venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna, hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Offizieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie dies ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß, wo möglich, alles auf einmal Feuer fienge; käme irgend ein Schif davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern, oder es mit Kanonenschüssen in Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen, und sich jezt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag

war

war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt angieng.

Diesmal lies Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken und sich unterwegens einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den zwei Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darinn wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben, und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen

als Führer ſchicken, damit er nicht an den Sandbänken ſcheiterte, welche den Sumpf, den Venedig umgiebt, ſo gefährlich machen, oder ſeine Schiffe gegen die Felſen zerſchmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen ſo erſchweren.

Um zum leztenmale mit den Verſchwornen zu berathſchlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorlezten Tag wählen zu müſſen, weil der ganze folgende durch die Anſtalten zur Nacht weggenommen würde. Es war ſchon Nacht, ehe ſie ſich alle verſammelt hatten. Die drei Franzoſen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, die drei Feuerkünſtler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arſenal, Villa Mezzana und Retroſi, Nolot, die beiden Brülards, Jaſſier, Robert, Theodor, Ternon und Revellido: dieſe zwanzig ſchloſſen ſich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimſten Winkel ihres Hauſes. Renault nahm das Wort. Er fieng mit einer einfachen und ausführlichen Vorſtellung an, von dem jezigen Zuſtand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz, von allen den Mitteln, die man getroffen hätte,

te, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann, sagte er, können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegen setzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tirannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unsrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von aussen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazaret und vom festen Lande, noch Hallots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Stadthalters, noch die zwanzig Venetianischen Schiffe des Kapitäns, noch die grossen Schiffe des Vizekönigs, noch die Spanische Armee aus der Lombardie hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hülfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wohl mit einander beistehen, aber nicht einander schaden können.

Alle fast müssen gelingen, und eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wundersbarere Unterpfand seiner Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinozas Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsre Unternehmung verrathen, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderinn einer so grossen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die Furchtsamsten kühn gemacht, die Wachsamsten eingeschläfert, die Klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, so unerhörtes Glück, muß das Werk eines höhern Geistes seyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter,

welche

welche gewis der Habsucht ihrer Tirannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst vor den frechen Begierden der zügellosen Wollüstlinge nicht verschont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leichtgereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen, heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten.“

Renault legte den Verschwornen noch einmal alle Anstalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der grossen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Mine seiner Zuhörer entgieng, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zulezt von der äusserſten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war. Noch jezt sah er auf seinem Gesichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte.

Renault theilte dieſes dem Kapitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber ſelbſt ſeinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieſelbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwiſchen den geheimſten Regungen der Seele und den unmerklichſten äußerlichen Bewegungen, die den Menſchen unbewußt entwiſchen, vollkommen kannte, glaubte nach allem was er in Jaffiers Geſicht geleſen hatte, dem Kapitän verſichern zu können, daß dieſer Menſch nicht ſicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapferſten Männer bekannt war, ſchalt dieſes Urtheil voreilig und übertrieben; aber Renault beſtand hartnäckig auf ſeinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigſtens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indeſſen blieb dieſer dabei, daß Jaffier, wenn er auch erſchüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entſchluß zu faſſen, ſie zu verrathen, und daß es auf allen Fall auch für ſie zu ſpät wäre, neue Maasregeln zu ergreifen; man müßte alſo dieſe Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel

gäbe,

gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestossen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augeblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschliessen, seinen besten Freund einem blossen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen seyn und die übrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reissen, und sich zu souverainen Richtern über Leben und Tod ihres Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung, in dem gespannten Zustande, worinn sich ihre Seelen jezt befänden, wäre von der gröſten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein

Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein andrer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh alle, die bei der Flotte angestellt wären, zu ihren Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine grossen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben, und keinen Brief, der dorthin sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre: konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hat-

te

te ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vizekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, liessen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andre Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern, aber da ihre Absicht nicht war zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die Istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten, und vor den Versuchungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte.

Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussezzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß

sich

sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsatze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Kapitän jezt von ihren Mitverschwornen; und die plözliche Einschiffung der Venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jezt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazaret getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestossen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieser Flotte jezt thun liess, war so günstig als die Verschwornen nur wünschen konnten, sie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nöthige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte sich auch

am wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte als die der andern. Da diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersezzen und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein mit Langlade abreisen würde, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhieng. Mit den drei Feuerklöstern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen ließ, wollte man lieber alles auf's Spiel sezen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Kapitän sah; der Kapitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Offiziere von seinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber mit welcher alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte würklich den General strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu seyn, und

bat

hat ihn in der Nacht des Ausbruchs bei Renault ſeine Stelle zu vertreten. Er verſicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in ſeinen Muth ſezte, ſich nie entſchloſſen hätte, ſeine Freunde jezt zu verlaſſen; in ihm aber glaubte er ihnen ein andres ſelbſt zurückzulaſſen. Während dieſer Rede merkte er genau auf Jaffiers Geſicht; aber dieſer, den ein ſo glänzendes Zeichen von Achtung würklich rührte, antwortete mit den lebhafteſten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das lezte Streben ſeines ſterbenden Entſchluſſes; wie er den einzigen Menſchen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überlies er ſich ganz der peinlichſten Ungewisheit. Die traurigſten Gefühle hatten ſeit einiger Zeit ſeine Seele beſtürmt. Jezt, da der entſcheidende Zeitpunkt ſo nah war, preßte ihn eine unüberwindliche Angſt. Die Verwüſtung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte ſein Mitleiden im höchſten Grad, und ſeine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichſten Farben zu dieſem Gemälde. Von allen Seiten ſchallte ihm das Geſchrei der Kinder, der Greiſe entgegen, die man ermor-

ermor-

ermordeten, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mishandelte. Einstürzende Paläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stäten von unschuldigem Blute besudelt; diese Gegenstände boten sich unablässig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomannen und den Spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jezt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Strassen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jezt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen giengen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnden. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall, und liessen ihm keinen Augenblick

genblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweitenmal eine so grosse Anzahl ausserordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jezt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jezt sollte er ihnen diese Früchte entreissen, und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht, oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker, fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese leztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an, und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf; und er blieb in dieser Ungewisheit bis zum Himmelfahrtstag, der jezt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon

Schon am Morgen dieſes Tags bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er ſchrieb, daß er für die Flotte ſtünde; man ſollte nur, während daß die Löwenſteiniſchen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten laſſen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde dieſe Nachricht abwarten, ehe er von ſeiner Seite anfienge zu handeln. An Haillot wurden die verſprochenen Wegweiſer abgeſchickt. Einige von den Verſchwornen gedungne Leute ſchlichen ſich in den Thurm der Prokuratie von Sankt Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen ſie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieſes Tages unmäßig zu ſchwelgen. Sie miſchten einſchläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Würkung thaten. Unterdeſſen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu beſtimmt waren, die Häuſer der gefährlichſten Senatoren einzunehmen und ihre Beſitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewieſen, an das er ſich halten ſollte, ſo wie jedem von den vornehmſten Verſchwornen, und von den andern Offizieren, der Poſten, deſſen er ſich bemächtigen,

sigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, den Ort, wo er sie abholen, die Parole, bey welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den Löwensteinischen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte, und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschüz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meere vermählt, weil sie heute zum leztenmale vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz; und er kam zurück, unentschloßner als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so viel weisen Köpfen, war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerinn und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der

Schuz

Schutzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er alles zu retten, und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Komino auf, und sagte ihm, er hätte etwas sehr eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen, und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zwei und zwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimnis zu entreissen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben; und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich

Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Komino in den Thurm der Prokuratie geschikt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen lies, nachdem er es nigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die lezte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöfnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begrif, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die übrigen gebeten ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit seyn könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren

ren wollen; um aber kein Aergernis zu geben, wären sie in dem abgesondertesten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben antrafe. Ohnerachtet Komino dieser Antwort nichts entgegen sezen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechinn; dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Komino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den übrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechinn, und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retroſt, Villa Mezzana, Dürand, Ternon und Robert Brülard, die sich von ohngefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kähne warfen, die bestimmt waren, die Löwensteinischen Truppen vom Lazaret abzuholen; und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rathe sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne länger zu warten, die Häuser des Französischen und Spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr höflich, hereingelassen

zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der Franzöſiſche Geſandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebſt Lorenz, Brülard und Bribe gefangen genommen; aber Bedemar weigerte ſich heftig. Er führte alle Vorrechte ſeines Poſtens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bitterſten Unwillen und erklärte ſich feierlich gegen dieſes geſezwidrige Verfahren. Man fand in ſeinem Hauſe Waffen für mehr als fünfhundert Menſchen, ſechzig Petarden, und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieſer Art. Es wurde in ſeiner Gegenwart, und unter beſtändigen Spöttereien von ſeiner Seite, ein genaues Verzeichnis davon aufgeſezt.

Während daß man dem Rathe der Zehn dieſes Verzeichnis brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmſten Verſchwornen, mit einem Nobile aus dem Hauſe Valier vorgelaſſen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hofnung zur Flucht abgeſchnitten war, indem man ſeit der Entwiſchung der Priechinn alle Häfen verſperrt hatte, wollten

den sie sich sollen als lämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Mobile, den sie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser, und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, daß alles dieses vorgieng, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven und Gabriel Montkassin mit allen Anzeichen der grösten Eil in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer grossen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde auszubrechen. Aber der Konnetable Lesdiguieres, Stadthalter von Dauphine, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr

den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das verbindlichste, und bat sie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jezt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängten sich um den Pallast des Gesandten, in der Absicht hineinzubrechen. Die Wüstendsten waren sogar im Begriff ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hofnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und lies ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet kam er vor den Senat. Er fieng mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hatte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten

stum und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahndete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tirol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andre Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neu-

gierde in ſeinem Hauſe etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und ſagte, dieſe Künſtler wären Elende, die zur Schande des Menſchengeſchlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Geſandten ein Kreditiv an den Stadthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebſt andern Briefen von dem Herzog von Oſſuna. Bedemar antwortete, er hätte ſchon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieſes Herzogs nicht zu verantworten geſonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er ſich einem franzöſiſchen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der franzöſiſche Geſandte empfohlen und der in Mailand zu einer beſondern Angelegenheit dieſe Sicherheit gewünſcht hätte; daß übrigens die Republik in dieſe beſondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge ſah aus dieſen Antworten, daß ſie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte ſich, ihm die Ruchloſigkeit ſeines Anſchlags mit vielem Ernſt vorzuhalten, und ſchloß mit der Betheurung, daß keiner von ihnen dem König ſeinem Herrn den geringſten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtſchafnen Mannes, deſſen

Ehre

Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nazion, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß sie nöthig hätte, schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel sie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei, zu zerstören; und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verlies er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, lies er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Plaz versammelt, und wollte ihn zerreissen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst, und brachte ihn durch geheime Umwege, mit sichrer Begleitung, auf eine wohlbewafnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Osſuna,

ſirma; die er behandelte, wie er ſie ſelbſt behandelt hätte, wenn ſie in ſeiner Gewalt geweſen wären. *

Zugleich ſchickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade, und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man ſie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdeſten Bauart gewählt, um dieſen Befehl zu bringen, damit ſie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die ſich in daſſelbe ſezten, einen groſſen Umweg vor, damit ſie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen ſchienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung geſtanden und ſich in das beſte ſeiner Schiffe geworfen hatte, ſobald das Fahrzeug angekommen war, gleichſam, als hätte er die Wahrheit geahndet, und, um ſich auf allem Fall in Vertheidigungsſtand zu ſezen. Wahrſcheinlich aber ſtund er noch an, ſich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund ſeyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und ſchickte zwey auserwählte und unverdächtige Leute auf ſein Schif-

Sie

Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche in's Herz, und warfen ihn in die See, ohne daß jemand etwas merkte. Eben so und eben so heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabey, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen Spanisch geschriebenen Paß für alle Länder Spanischer Bothmäßigkeit, verschiedne beträchtliche Wechsel, und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den Spanischen Gesandten noch den Stadthalter von Mailand kennen; irgend ein Böswicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der lezte übriggebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus, und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschafner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe,

er

er beharret auf dem hartnäckigſten Stillſchweigen. Endlich, nachdem er verſchiednemal auf alle mögliche Weiſen gefoltert worden war, wurde er im Gefängnis erdroſſelt, und als Verräther öffentlich an einem Fuſſe gehängt. Eben ſo wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, Bribe, Lorenz Brûlard und die zwei Offiziere vom Arſenal beſtraft, nachdem ſie die Tortur mit eben derſelben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdroſſelt oder erſäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erſt nach einer langen und reifen Berathſchlagung gebrochen worden. Viele waren ſogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entſezen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewiſſenhaftigkeit. Man führte zur Beſchönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier, durch die zwei franzöſiſchen Edelleute die Verſchwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat alſo berechtigt wäre, Jaffiers Entdekung als ungeſchehen zu betrachten. Man

wandte

wandte übrigens alles an ihn zu beſänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienſte an. Er ſchlug alles aus, verlangte nichts als das Leben ſeiner Freunde, und gieng endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, ſchickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensſtrafe das Venetianiſche Gebiet zu räumen, und viertauſend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber ſeine Gewiſſensbiſſe lieſſen ihm keine Ruhe. Unterwegens erfuhr er, daß der Anſchlag von Breſcia noch im Stande wäre zu gelingen. Die Begierde, ſich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Breſcia. Aber in den Papieren der Verſchwornen hatte der Senat Licht über dieſe Unternehmung gefunden. Man ſchickte unverzüglich Truppen dahin, die ſich der wichtigſten Poſten bemeiſterten und den Anſchlag vereitelten. Etnige Spanier hatten ſich in die Stadt geſchlichen, ſie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht, und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieſes Unglücklichen ſtellte die Ruhe dieſer groſſen Stadt ganz wieder her, und

die

die erste Sorge des Senats war nun, sich vom Spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt, mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen. Bedemar gab ihm, wie gewöhnlich, eine Instruktion, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgültigsten Dingen ein entgegengesetztes annehmen sollte; der andre, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten sollte; und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiednen Stellen dieser Instruktion darauf bezieht, verrathen, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat lies in allen Venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden seyn wollte, bekamen ein Geschenk von dreissig tausend Dukaten.

Dom

Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna setzte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit, und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt, und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiste wie dem seinigen ersetzen, was er in Venedig verloren hatte.

TAYLOR INST. OXFORD

III.

Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478.

Die Stadt Florenz war verschiedene Jahrhunderte zuvor, eh sie einem Herzogthume den Nahmen gab, eine der reichsten und bevölkertsten *) Städte in ihrem Bezirk, und strebte früh nach Unabhängigkeit. Schon unter Kaiser Friedrich dem zweiten legte sie den Grund zu ihrer Freiheit, und die Errichtung der Zünfte im Jahr 1215. wo ihre Regimentsform zuerst sich bildete, führte sie allmählig zur Demokratie, wozu die Zwistigkeiten der alt-adelichen Häuser, die sich unter einander selbst aufrieben, und die Wohlhabenheit der betriebsamen Bürger nicht wenig beitrug.

Rudolph von Habsburg verkaufte ihr, bei einem großen Geldbedürfnis, den Rest der Reichs-Ansprüche für sechstausend Kronen, und sie

*) Sie konnte, nach zuverläßigen Geschichtschreibern, in ihrem blühendsten Zustande, 30 tausend Mann reguläre Truppen und 80 tausend gewaffnete Bürger und Landmiliz ins Feld stellen.

sie vertheidigte nachher ihre Freiheit männlich gegen Heinrich von Luxenburg. Ihre Demokratie ward um so viel strenger, je größer das Bestreben des Adels, sich mächtig zu machen, von Zeit zu Zeit gewesen war, und je weniger es ihm geglückt hatte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Theil der Regierung an sich zu reißen, ward er endlich gegen das vierte Dezennium des vierzehnten Jahrhunderts so niedergedrückt, daß er sich seitdem nie wieder erhohlte. Er mußte ganz bürgerlich werden, bey gegründetem Verdachte gefährlicher Absichten Nahmen und Wappen verändern, seine stärksten, und der Stadt am nächsten gelegenen Landgüter, seine Zufluchtsörter verkaufen; und es war Belohnung für wichtige dem Staate geleistete Dienste, wenn ein Ritter (w. z. B. Benchi Bondelmonte gegen Ausgang des viertzehnten Jahrhunderts) in die Volksklasse eingeschrieben wurde, die auch, während der glücklichsten Handelsperiode der Florentiner, die reichste war.

Jede Zunft hatte ihren Anführer, der im Rathe saß und Gonfaloniere hieß, weil er im Kriegszuge die Zunftfahne trug. Von allen diesen Tribunen war der Gonfaloniere der Re-

publik, der in der letztern Zeit alle zween Monathe abgelöst wurde, das Haupt, hatte die oberste Justizstelle, und machte während seiner Regierung einen vollkommnen Diktator.

Nachdem, wie gedacht, der Adel seine Macht und sogar seinen Einfluß in Florenz verlohren hatte; schwungen sich angesehene Bürgerfamilien durch Reichthum, Leutseligkeit, Beredsamkeit, Freigebigkeit zum gemeinen Besten, und gegen einzelne Nothleidende, und durch eigne Klugheit ihrer empor.

Eine der vornehmsten unter diesen waren die Medici. Sie zeichnen sich schon in der Geschichte, unter Walthern, Herzog von Athen, aus, der ums Jahr 1342. die ihm übertragene Statthalterschafft der florentinischen Republik zur Despotie misbrauchte; waren immer heftige Vertheidiger des demokratischen Systems; halfen Walthern vertreiben und kurz nachher den Adel zu Grunde richten. Sie hielten sich damahls zur geringern Volksklasse, (Popolani di minor sorte) und der Umstand, daß sie unter die zahlreichen, wohlhabenden und vielvermögenden Zünfte der Wollarbeiter sich hatten einschreiben lassen, (denn auch die Vornehmsten vom Adel oder Bürgerstande mußten

ben in gewiſſe Künſtler- oder Handwerkszünfte eingeſchrieben ſeyn) trug zu ihrer Erhebung nicht wenig bei.

Im Jahre 1378. zur Zeit eines Aufſtandes, den das Volk zu Florenz wider einige alte ariſtokratiſch-geſinnte Familien erregte, gelangte ein Sylveſter Medici, ein ſchlauer und unternehmender Mann, zur Würde eines oberſten Gonfaloniere, wurde vom Volke zum Ritter ernannt, und gab ſeinem Namen einen Glanz, der in der Geſchichte dieſer Familie Epoche macht. Auch kurz nach ihm war das Anſehen eines ihrer Häupter Veri, bei dem Volke ſo groß, daß es nur an ihm ſelbſt lag, ſich zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Ende des vierzehnten, und zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts lebten die Medici unter dem Drucke, und wurden, theils weil ſie ſich an verhaßte Familien anſchloſſen, theils weil einige von ihrer Gegenparthei aus dem Adel wieder mehr Einfluß erhielten, nicht nur von obrigkeitlichen Aemtern verdrängt, ſondern auch oft um einen großen Theil ihres Vermögens gebracht. Da aber diejenigen Häuſer, die inzwiſchen die Oberhand hatten, ſich ihres günſtigen Schickſals zu ſehr überhoben, und

allgemeines Mißvergnügen erregten, flog das Glück der Medici von neuem durch Johann, einen der reichsten Bürger im Staate, und der in vielerley Rücksicht, besonders von der Seite der Uneigennützigkeit, dem Sylvester überlegen war. Er hatte zwar weniger Feuer und Gnade, aber seine Klugheit ersetzte diesen Mangel reichlich, und er gewann die Herzen durch ungekünstelten Vortrag der gesunden Vernunft. Er drang sich nicht zu, und erhielt durch Bescheidenheit mehr, als andere mit Ungestüm. Johann war aller Menschen Freund und seine Wohlthätigkeit zuvorkommend *).

Sein Sohn war der, in den allgemeinen Annalen, und der besondern Geschichte des Handels, der Künste und Wissenschaften, so berühmte ältere Cosmus; der selbst mit Königen seiner Zeit im Aufwand wetteifern konnte, und sie vielleicht in edler Anwendung seiner Reichthümer **) noch übertraf. Er hatte Comptoire von

*) Er starb 1428. vom Volke der Vater der Armen genannt.

**) Ob er diese blos seinem unternehmenden Geiste, oder zugleich einem ihm, vom abgesetzten Pabste Johann XXIII. kurz vor dessen Tode, entdeckten Schatze zu danken hatte, überlassen wir seinen Biographen zur Entscheidung.

von Andalusien an bis nach Persien, und stand mit den damahligen Türkischen Kaisern im Briefwechsel. Sie duldeten seine Faktore in ihren Thracischen und Klein-asiatischen Handelsstädten, statt der Genuesischen und Venezianischen, die aus Staatsursachen hatten weichen müssen. Die Emire von Babylon und die Mamelucken in Egypten waren seine Freunde und beförderten seine Transporte von Seide, und andern theuren Waaren aus Indien, zu seiner großen Kosten-Erleichterung. Er nützte die Bedrängnisse der letzten Griechischen Kaiser, die ihm, wenn ihre Kassen leer waren, unschätzbare Edelgesteine und außerordentlich kostbares Geräthe, Ueberbleibsel von der alten Pracht der Justiniane und Porphyrogennete, um eine Kleinigkeit verkauften.

Bei diesen ergiebigen Quellen seines Reichthums, war seine Bürger- und Vaterlandsliebe und sein Geschmack für alles Gute und Schöne, Enthusiasmus. So wohlthätig indessen des Cosmus Politik war; so fand sie doch ihre Feinde, besonders unter dem alten Adel, der die Medici längst beschuldigte, daß ihre Volksliebe nicht auf Erhaltung der Demokratie, sondern darauf abziele, die Häupter ihres Geschlechts all-

mächtig im Staate, und nach und nach Tyrannen zu machen. Schon wurden Plane ausgedacht, wie Cosmus zu Grunde zu richten sey, die aber Uzano, einer der größten Männer der anti-medizäischen Parthei, als höchstgefährlich widerrieth, und die Urheber dieser Anschläge an die unzähligen Beyspiele des Verhängnisses erinnerte, das den stets getheilten Florentinischen Adel treffe, so oft er sich dem Volke mit Gewalt entgegen stelle. Weiter gab er ihnen zu bedenken, „daß man schwerlich Klagpunkte „genug wider Cosmus zusammenbringen würde, „um ihm mit einem Scheine des Rechts das Le„ben absprechen zu können: ließe man ihn aber „heimlich umbringen, so wäre man keinen Au„genblick sicher, einen viel ärgern Tyrannen an „seiner Stelle zu sehen. Verbannte man ihn, „so würde sein Exil vermuthlich nicht lange dau„ern; und gegen den alsdenn zurückkehrenden „Cosmus wäre der jetzige gewiß gülden.“

Diese Vorstellungen beruhigten die Mißvergnügten eine Zeitlang: als aber der gemäßigte und vorsichtige Uzano starb; sammleten sie sich wieder unter Reinald Albizzi und erneuerten ihren Anschlag. Es ward ein Gonfaloniere von ihrer Parthei gewählt, der den

Cosmus

Cosmus in Verhaft nehmen ließ. Man bereitete das Volk, daß er an dem seit einiger Zeit sich äußernden nahrungslosen Zustande der Stadt alleinschuld sey, weil er zu Ersparung der Transportkosten bei seinem Handel, viele rohe Produkte in fremden Ländern verarbeiten lasse, die sonst blos in Florenz verarbeitet worden; wodurch nicht nur den Bürgern so viel Gewinnst entgehe, sondern auch die Fabrikgeheimnisse Ausländern bekannt würden: und daß er durch die wohlfeilern Preise seiner Waaren alle Kaufleute in der Stadt zu Bettlern mache u. s. w.

Es war darauf abgesehen, ihm Gift beizubringen; doch zum Glück bekam der Gefangene einen mitleidigen Wächter. Er fand Mittel, 1500 Dukaten in die Hände zu bekommen, wovon er dem Gonfaloniere, der selten bey Gelde war, tausend zubrachte, und dadurch seine richterliche Gunst gewann. Er wurde verhört, und eh man's dachte, sein Prozeß mit dem Urtheile einer fünfjährigen Verbannung nach Padua geendigt. Dieß geschah im Jahre 1433. Der Verbannte empfieng überall im Auslande fürstliche Ehrenbezeugungen. Die Venezianer schickten ihm einen Gesandten zur Willkommung. Cosmus legte in Venedig Manufakturen und

ein Comptoir an, die den Handel ganz darnieder zogen. Hatte man je über Nahrungslosigkeit in Florenz geklagt, so klagte man itzt weit ärger: man wollte verzweifeln. Kaum war ein Jahr vergangen, als Cosmus Freunde schon an seiner Zurückberufung arbeiteten. Sie vermittelten, daß ein Gonfaloniere von ihrer Parthey gewählt wurde. Die Gegenparthei widersetzt sich; aber man bringt mit gewaffneter Hand durch, und der Exilirte wird ehrenvoll zurück berufen, im Triumph eingeholt, und vom Volke Vater des Vaterlands genannt. Albizzi und sein Klubb, und alles was ihren Geist athmete, mußte das Gebiethe der Stadt meiden. Dieser Cosmus war es, der seinem Geschlechtsnahmen fürstliche Würde einprägte. Mit ihm fieng man an, die Medici wie ein regierendes Haus zu betrachten. Er verwandte unermeßliche Summen zum gemeinen Besten, und zur Verschönerung der Stadt; baute einige Kirchen und fünf Klöster beinah von Grund aus: ja er stiftete sogar aus seiner Kasse ein Spital für arme und kranke Pilger zu Jerusalem. Alles war ihm schuldig; denn er kam, wie sein Vater, dem Bedürfnisse der Hohen und Niedern mit Wohlthätigkeit zuvor. Doch bei allem

diesem

diesem Aufwande für dem Staat hielt er sich einfach und bürgerlich, um nicht den Neid aufzureizen, noch Verdacht zu erwecken, daß er einen Fürsten vorstellen wolle. Sein dreißigjähriger, ununterbrochener Wohlstand war grosentheils eine Folge dieser Mäßigung. Er starb als fünf- und siebenzigjähriger Greis, 1464. und empfahl seinen Sohn Peter den Rathschlägen eines Diotisalvi Neroni, dem er sich sehr verbindlich gemacht, und der sein unbeschränktes Vertrauen hatte.

Neroni dachte ganz etwas anders, als das medizäische Haus in der Höhe zu erhalten; er machte vielmehr den falschen Freund. Peter gab ihm die Rechnungen über seinen Vermögensstand, aber diese stellt' er sich äußerst erschrokken, und rieth ihm, je eher je lieber seine ausstehenden Schulden einzukassiren, sein Fallissement würde sonst unvermeidlich seyn. Peter Medici folgte, und es entstand daraus, was Neroni gehofft hatte: allgemeines Murren. Viele mußten verderben, wenn man sie auf der Stelle zur Zahlung nöthigte: viele hielten die vom Cosmus ihnen vorgestreckte Summen für so gut als geschenkt, und wahrscheinlich hätte Letzterer sie auch nie wiedergefodert: andere gaben

den dergleichen Darlehne, deren Bescheinigung man vernachläßigt hatte, für wirkliche Geschenke aus.

Diese Umstände suchte Neroni zu seiner Absicht anzuwenden und konspirirte mit Lukas Pitti, Niklaus Soderini und Agnolo Acciajuoli wider die Medici. Zum Glücke für Petern waren seine und seines Hauses Gegner, wie gewöhnlich, gegen einander selbst eifersüchtig; und die Verschwörung wurde durch den, der dabei den Kanzler machte, Petern entdeckt *). In einer andern Zeit wurde ihm aufgelauert, und man wollt' ihn ermorden, wenn er von seinem Landgute, wo er eine Kur brauchte, in die Stadt kommen würde; aber ein guter Geist wachte über ihm und gab ihm den zufälligen Gedanken ein, einen Freund zu besuchen, eh er bei seinem eignen Hause abstieg. Er kam also auf der seiner Wohnung entgegenstehenden Seite in die Stadt, und täuschte seine Nachsteller, ohne daß ers selbst wußte.

Obgleich Peter Medici kränklich und podagrisch, und lange kein Cosmus war; so fehlt' es ihm doch nicht ganz an Geist und Entschlossen-

*) Dieß geschah im Jahre 1466.

senheit, vielweniger an edler Denkart: er wußte einst den vorhingedachten Neroni in einer öffentlichen Versammlung der Häupter der Stadt, durch Vorwürfe seiner Falschheit und Undankbarkeit so verhaßt darzustellen, daß das aufgebrachte Volk Letztern, ohne Peters Vermittelung, auf der Stelle getödtet hätte. Die Medizäische Parthei ward auch, nachdem alle ihre Gegner exilirt, und für Feinde des Vaterlands erklärt waren, so stark, daß Peter selbst ihr den Misbrauch ihrer Macht und ihren tyrannisirenden Uebermuth hart verwieß, und im Begriff war, die verbannten Häupter seiner Gegenparthei in die Stadt zurückberufen zu lassen, um eine Art heilsames Gleichgewicht in die Regierung zu bringen; — — als er starb.

Seine noch unmündigen Söhne, Laurenz und Julian, beide mit großen Anlagen gebohren, nur daß jener mehr Ehrgeiz und Feuer, dieser sanftere Empfindungen verrieth, traten nun, unter Anführung Thomas Soderini, Bruder desjenigen, der gegen ihren Vater mit konspirirt hatte, auf den Schauplatz. Grösser, oder wenn man lieber will: feiner dachte Thomas. Er kannte die Florentiner, die sich

schon

schon an das medizäische Haus mit Gefühlen von Ergebenheit, Verehrung und Liebe gewöhnt hatten, und einen neuen Götzen, zwar mit seiner Neuheit willen eine kurze Zeit verehren — aber ihn bald wieder mit Wuth wegschleudern konnten; und doch mußten sie einen Götzen haben. Umsonst wurden ihm daher die Anspielungen gemacht, als einem der selbst auf das Staatsruder, das er für andere führte, die gerechtesten Ansprüche hätte; umsonst waren die Briefe fremder Souveräns in öffentlichen Angelegenheiten an ihn addressirt: er wies seine Höflinge an die jungen Medici, die der weise Rath für seine Kinder erkläret, so wie diese das Volk ihre Väter nannten; und die Depeschen ließ er unbeantwortet.

So hatten also weder Alter noch Klugheit, weder Sterbefälle noch Minderjährigkeit der Häupter des medizäischen Hauses, weder heimliche Nachstellung noch offenbare Verfolgung seinen Umsturz bewirken können. Es stand viel mehr nach seinem Triumphe unter Petern noch fester: als eine ihm besonders gehässige uralte und reiche Familie, die Pazzi, auf seinen Untergang sann.

Cosmus

Lukrezia, der schon ihre Eifersucht kannte, hatte einen unter ihnen Willhelm, Neffen ihres Aeltesten *), seine Enkelin Blanka, Lorenz und Julians Schwester, zur Ehe gegeben, und unter dem Schirme dieser Verwandschaft lebten die beiden Häuser einige Zeit, dem Scheine nach im besten Vernehmen. Nach Peters Tode waren Julian Medici und Franz Pazzi tägliche, im Hang zum Vergnügen sympathisirende Umgangsfreunde: aber Letzterer trug bey guter Zeit den Samen der Verrätherey im Herzen, der nachher, durch eine gemeinschaftliche Liebschaft genährt, schreckliche Früchte trug, und die berufene

Verschwörung der Pazzi gegen die Medici

hervorbrachte.

Franz faßte gegen eine junge und schöne Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber ohne Vermögen, die er bei einem von dem Medici

*) Jede angesehene Familie hatte ihr Haupt, welches allemal den Aeltesten unter ihr, der als Oberhaupt der ganzen Familie galt.

Medici angestellten Turniere hatte kennen lernen, eine heftige Leidenschaft, und bewarb sich um ihre Hand; hielt aber diese Leidenschaft von seinem Freunde Julian verborgen. Julian liebte Camillen nicht minder, und ward vorgezogen; es sei nun, daß dessen bloßer Geschlechtsnahme, oder mit diesem zugleich sein edlerer Charakter ihre Wahl bestimmte: er ließ sich mit ihr heimlich trauen. Franzen war dieser Triumph seines Nebenbuhlers eine Hölle; es hatte ohnedieß genug Demüthigungen von den Medici verschluckt, deren Uebermacht ihm unerträglicher war, als irgend einem von seinem Hause, und durch deren Einfluß in die Urtheilssprüche des Raths die Pazzi bald zurückgesetzt, bald eingeschränkt, bald, wie er glaubte, auffallend vervortheilt wurden.

Familienstolz und Wetteifer und persönliche Eifersucht vereinigten sich nun in Franzen und dachten Rache, eh er noch die heimliche Heirath erfuhr. Er besprach sich mit seinem Vertrauten, Bernhard Bandini, einem abscheulichen Menschen, abgefeimt wie ein Dieb und verwegen wie ein Straßenräuber, der ebenfalls vom medizäischen Hause einst beleidigt worden war. Dieser nährte seine Rachsucht auf eine

Art,

Art, die zugleich seinem Stolz schmeichelte; und schlug ihm vor, eine Verschwörung gegen die Medici anzustiften, die, wie er sagte, ihm ohnfehlbar gelingen würde, da der Mißvergnügten in der Stadt viele wären. Laurenz und Julian müßten zugleich ermordet werden; und das würde dem Staate die längstgewünschte veränderte Gestalt geben; manche große Seele, die itzt unter dem Drucke seufzte, empor heben, und seinen Namen unsterblich machen: statt daß der heimliche Mord seines Nebenbuhlers vielleicht den seinigen bewirken, und nichts als eine bald vergessene Stadtgeschichte von einer ausgeübten Privatrache dem Publikum hinterlassen würde.

Franz Pazzi ließ sich dieses gesagt seyn. Da er oft in Rom war, wo er, um seiner Verschwendung zu Hülfe zu kommen, einen Bankohandel trieb, und mit Hieronymus Riario, Grafen von Furli, Sixtus des vierten Sohne, auf einem sehr freundschaftlichen Fuß stand: so braucht' ihn der Pabst zum Schatzmeister, und er mußt' ihm, in Geldbedürfnissen für seine sogenannte Nepoten, Finanzprojekte machen. Er nahm also Gelegenheit, bey seiner nächsten Wiederkehr dahin, mit dem Grafen, der seines

Vaters uneingeschränkte Gunst besaß, von seinem Entwurfe zu reden, um den Pabst selbst mit hinein zu ziehen.

Nun hegte Sixtus ohnehin Groll gegen Laurenz Medici, der zur Wiedervergeltung für verschiedene Kränkungen, es gewagt hatte, ihm einige wichtige Absichten, die das Interesse des päbstlichen Stuhls, oder seiner Nepoten betrafen, zu vereiteln oder zu erschweren. Er hatte z. B. den Vitelli, den der Pabst Città di Castello belagern ließ, um es seinem treuen Geronymo einzuräumen, eine gute Zeit mit Geld und anderer Hülfe unterstützt, und ihm eine vortheilhafte Kapitulazion zu Wege gebracht: *) hatte den Pabst verhindert, Faenza, dessen Oberherr, Astor Manfredi, von seinen Gläubigern, und vom päbstlichen Lehnhofe gedrängt wurde, um ein Spottgeld für eben diesen lieben Sohn zu kaufen; und entweder aus Staatsursachen oder aus Menschlichkeit, durch heimliche Vorschüsse oder Bürgleistungen, einen ansehn-

*) Durch diese wurd' er sogar in den Stand gesetzt, den Ort wieder zu erobern, und die Garnison des Riario zu vertreiben; worüber der heilige Vater vor Zorn geweint haben soll.

nehmlichen Vorgleich zwischen beiden Partheien vermittelt.

Endlich erschwerten auch die Florentiner unter Laurenzens Anleitung, dem Erzbischoff Salviati zu Pisa, einem Manne von den schlechtesten Grundsätzen, der mit Widerwillen der Medici, durch den Kredit der Pazzi in Rom, diese Würde erlangt hatte, die völlige Besitznehmung und den Genuß seines Erzbisthums: da sie ihm verschiedene dazu gehörige Einkünfte zurückhielten, die aus ihrem Gebiet erhoben wurden.

Franz trug seinem Freunde Riario die Sache vor. Er würde, sagt' er, seine Herrschaften nie ruhig besitzen können, wenn einst sein grosser Beförderer stürbe: die Medici, deren Gewalt und Insolenz zu einer unerträglichen Höhe gestiegen sei, würden über lang oder kurz, mit dem neuen Pabste, oder einer andern Macht verbunden, alles anwenden, ihn daraus zu vertreiben. Der Gedanke sey ihm äußerst schmerzhaft, und er habe aus diesem und andern wichtigen Bedweggründen, den großen Entschluß gefaßt, diese Tyrannenbrut auszurotten. Doch zu einer solchen Unternehmung sei ihm der nachdrücklichste Beystand des heiligen Va-

ners nöthig. Sein Plan sey eine Verschwörung, und die beyden Brüder müsten sterben. —

Riario pries diese Idee vortreflich, und versprach alle mögliche Unterstützung vom Pabste, der ihm nichts abschlug. Und was konnte ihm bei seinen bekannten Gesinnungen gegen die Medici, erwünschter seyn, als dieser Vorschlag, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, entweder die Regierung in Florenz künftig nach seinem Sinne zu leiten, oder gar den Staat seinem Liebling in die Hände zu spielen?*)

Unterdessen theilten Franz Pazzi und der Graf Riario ihr Vorhaben dem Erzbischoff zu Pisa, Franz Salviati mit, der ihrem Bunde mit

*) Das Mitwissen des Pabstes und dessen Absicht bei diesem Projekt erhellet unter andern aus Infessura diar. Roman. in Muratori T. III. P. 2. Scriptor. rer. Italicar. p. 1146 und in Eccard, corp. hist. med. aevi Tom. II. p. 1863. „per togliere lo stato a Lorenzo di Medici e darlo al Conte Geronimo —" Ueberhaupt, wer die Laster Sixtus 4. des Haupt-Urhebers des Nepotismus, kennen lernen will, der lese die halb in barbarischem Latein und halb italienisch geschriebene Chronik dieses Römischen Stadtschreibers beim Sterbejahr jenes Pabstes 1482. und er wird auffallende Abscheulichkeiten von Seiten des Geschilderten und unbegreifliche Freimüthigkeit von Seiten des Annalisten finden.

mit aller Herzensfreude beitrat. Da sie aber einsahen, daß vor allen Dingen der Familien-Aelteste und Franzens Onkel, Jakob Pazzi, darinnen seyn müßte; so suchte ihn Franz zum Beitritte zu gewinnen, fand ihn aber dazu zu gemäßigt und vorsichtig: denn er wandte ein, daß ihre Parthei viel zu schwach, und bei dem maligem Geiste des Volks zu Florenz, eine Unternehmung gegen das medizäische Haus höchst gefährlich wäre: daß die beiden Brüder die Gewohnheit hätten, selten an einem Orte zusammen zu treffen, welcher Umstand doch bey der Sache wesentlich sei; und so nannt er noch mehrere Schwierigkeiten, mit dem nachdruckvollen Zusatze: man müsse lieber Unrecht und Beleidigung dulden, wenn sie nur irgend erträglich wären, als daß man das Schlimmste wagte; Zeit und Vorsehung könnten die Lage der Sache schnell ändern. —

Franz und Riario dachten also auf andere Mittel, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sie wandten sich an den päbstlichen General *) Montesecco, einen eben so braven Soldaten,

*) Condottiere, der ein Corps von ein- oder etlichen tausend Mann kommandirte.

als klugen und zuverlässigen Geschäftsmann, der des Pabstes und seines Favoriten großer Schuldner, mit den Medici aber wegen eines gewissen Mißverständnisses im gegentheiligen Falle war; und verlangten fürs erste seinen Beistand, und dann, daß er auch Jakob Pazzi zur Theilnahme an ihrem Vorhaben bereden möchte. Montesecco fand die Sache äußerst mißlich: seine Bedenklichkeiten waren meist die nämlichen, die Jakob schon angeführt hatte. Der Erzbischoff bestritt sie aber alle mit vieler Hitze, und versicherte ihm, daß ein großer Theil des florentinischen Volks wider die Regierung murre, und sich zu der, ohnedem starken Partei der Pazzi und Salviati schlagen würde: der Unterstützung des Pabstes und des Königs von Neapel sei man gewiß, und die beiden Brüder, Laurenz und Julian könnten, da sie oft ohne Argwohn und unbegleitet durch die Stadt giengen, und auf ihre Landhäuser reiseten, leicht weggeräumt, und dann nach ihrem Tode die Regierung nach Gefallen verändert werden. Montesecco ließ das alles dahin gestellt seyn, mißtraute aber jenen Nachrichten von Florenz sehr, weil er ganz verschiedene von sichrer Hand hatte, und wollte sich zu nichts entschließen; stellte ihnen

nen auch noch vor, wie nöthig es sei, Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und wie bei dermaliger Ruhe in Italien, schlechterdings kein schicklicher Vorwand existire, dergleichen in Bewegung zu setzen.

Indeß erscholl die Nachricht, daß Karl Manfredi, Graf von Faenza, Astors Sohn, auf dessen Gebiete theils der Graf Riario, theils die Florentiner, verschiedene Ansprüche machten, gefährlich krank sei. Franz und Riario fanden in diesem Zufalle eine bequeme Gelegenheit, verschiedene nöthige Anstalten zu ihrem Vorhaben zu treffen, ohne bei der Medizäischen Partei Verdacht zu erregen. Sie beschlossen nämlich, den Montesecco nach Romagna, vorher aber nach Florenz zu schicken. Hier könnte er zum Schein, sich mit Laurenz über ihre gemeinschaftlich zu nehmende Maasregeln berathschlagen und seine Gesinnungen ausforschen; zugleich aber Jakob Pazzi zur Theilnahme an der Verschwörung zu bereden suchen. Man veranstaltete, daß vor seiner Abreise von Rom, der Pabst selbst mit ihm sprechen mußte, der seine ganze Macht zu Förderung des Entschlusses, die Brüder Medici aus der Welt zu schaffen,

sen, zusagte: es sollt' auch ein Vorwand gefunden werden, Leute marschiren zu lassen.

Montesecco fügte sich also, unter solchen Umständen, und gieng nach Florenz ab. Als er nun zu Laurenz Medici kam, empfieng ihn dieser außerordentlich höflich, beantwortete alle seine Fragen wie ein Mann von Kopf, und zeigte edle Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft in seinem ganzen Betragen: so daß der alte Krieger mit Verwunderung sich Laurenzen ganz anders schuf, als er ihm geschildert worden war. Er fand auch nicht die mindeste Spur des Hasses und der Partheilichkeit gegen Riario in seinen Reden, und konnte ihn unmöglich ohne Hochachtung verlassen. Drauf sprach er mit Jakob Pazzi, der noch immer nicht zur Verschwörung stimmen wollte, bis er endlich hörte, daß der Pabst und der König von Neapel ihren Beistand versichert hätten; dann gab er etwas nach, und versprach Montesecco, der itzt nach Romagna gieng, nach seiner Widerkunft, bis dahin auch sein abwesender Vetter Franz wieder in Florenz seyn würde, die Sache weiter mit ihnen beiden zu überlegen. Dieß geschah, und als Jacob auch da noch wankte: nahm Franz alle seine Ueberredungskraft zusammen,

men, stellte seinem Onkel die Demüthigungen nach der Reihe vor, die ihr Haus täglich von den Medici ausstehen müßte; unter welcher Sclaverei die Stadt seufzte, wo zur Despotie nur noch der Nahme fehlte — und schloß damit, daß diese glorreiche und patriotische Unternehmung, die nunmehr hinlänglich unterstützt sei, auf jeden Fall vor sich gehen würde, wenn gleich er, durch seine Ausschließung davon, sie unendlich erschwerte. Jakob gab also sein Wort von sich, und die Anzahl der Verschwornen, wuchs nach seinem Beitritt merklich.

Montesecco reiste nun ab und zu, machte in Florenz Vorkehrungen, beobachtete die Medici, und stattete seine Berichte in Rom ab. Da auch Laurenz die Absicht äußerte, bald dahin zu gehen; so waren einige Verschworne der Meinung, daß man ihn dort, und zu gleicher Zeit in Florenz seinen Bruder, heimlich umbringen lassen könnte: welcher Vorschlag aber, als viel zu unsicher, verworfen wurde; auch reiste Laurenz nachher wirklich nicht dahin.

Unterdeß ward in Rom, unter Riario's und Franz Pazzi's Leitung, ihr Entwurf immer mehr zur Reife gebracht, und man ließ einen gewissen Grafen, Carl Braccio, der gegen

päbstliche Schutzgenossen Feindseligkeiten anzugehen hatte*), Fehde ankündigen, und Anfälle machen, sein Kastell Montone zu belagern, um den gesuchten Vorwand zu bekommen. Truppen in der Gegend von Florenz bereit zu halten. Ihre Anführer erhielten geheime Ordre, Jedem Winke des Erzbischoffs von Pisa und Franz Pazzi's zu gehorchen: auch hatte der König von Neapel Ferdinand, der von der Vertilgung der Medici verschiedene Vortheile hoffte, und ohnedieß blutige Auftritte liebte, versprochen, seinen ältesten Sohn, den Herzog von Kalabrien, ehmaligen General der Florentiner, nach Florenz zu schicken: dieser sollte unter dem Schein, als ob er eine Forderung rückständigen Gehalts negoziirte, den Gang der Begebenheiten in der Stadt beobachten, und ein hinlängliches Corps auf den Fall des Bedürfnisses an der Gränze marschfertig halten.

Der Erzbischoff, Franz Pazzi und Montesecco begaben sich nun, zu wirklicher Ausführung des schrecklichen Entwurfs, nach Florenz, und warben dazu die nöthigen Werkzeuge. Unter

*) S. Machiavells Florentinische Geschichte gegen das Ende des 7. Buchs.

der diesen waren, außer dem mehrgedachten Bandini, Jakob Poggio, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, ein junger, ehrgeiziger Mensch schwärmerisch für Neuheit eingenommen; zween Salviati, ein Bruder und ein Vetter des Erzbischoffs; ein Napoleone Francesi, voller Verwegenheit, und zween Volterra Anton und Stephano ein Priester, sämmtlich Geschöpfe der Pazzi. — Renat Pazzi aber, Jakobs Vetter, ein kluger und geschätzter Mann, kannte das Mißliche solcher Unternehmungen zu gut, und wollte sich durchaus nicht in diese einlassen: er that vielmehr alles, was er mit guter Art konnte, um sie zu hindern.

Sixtus der vierte hatte nach dem frühen Tode seines höchst schwelgerischen und lasterhaften ältern Sohnes, des Cardinal-Nepoten Peters, dessen siebenzehnjährigen Neffen Raphael Sansoni, der in Pisa das kanonische Recht studirte, an seiner Statt zum Kardinal gemacht, und ihm den gleichen Namen Riario annehmen lassen. Die Verschwornen fanden für zuträglich, ihm bei ihrem Trauerspiele eine stumme Rolle zu geben. Er mußte nach Florenz kommen,

ten, um die Stadt zu sehen*): seine Ankunft veranlaßte Feierlichkeiten; diese zerstreuten die Aufmerksamkeit des Volks, und verschafften Gelegenheiten, die genützt werden konnten. Man konnt auch unter seinem standsmäßigen Gefolge eine beträchtliche Anzahl Verschworner und ihrer Handlanger verstecken: und endlich erhob dieß den Muth ihrer Partei nicht wenig, wenn sie unter ihren Anführern einen Kardinal-Nepoten und Liebling des Pabstes zu sehen glaubte; denn vermuthlich war der junge Kardinal nur eine Larve, die von dem, was in den Köpfen vorgieng, nichts wußte.

Er kam also an, und wurde, vor Erreichung der Stadt, von den Pazzi's auf ihrer Villa Montughi prächtig empfangen. Hier versammelte sich der vornehmste Theil der Verschwornen und gieng wegen ihres Vorhabens zu Rath. Sie beschlossen, daß vor allen Dingen Laurenz und Julian an einen Ort zusammen gebracht werden

*) Einige Geschichtschreiber, besonders neuere, sagen, der Pabst habe ihn in der Qualität als Legaten dahin geschickt, wenigstens behauptete Sixtus dergleichen unter seinen Beschwerden gegen die Florentiner. Oder sein Auftrag müßte sehr unbedeutend gewesen seyn.

werden müßten. Man müßte sie daher nur auf den Gedanken führen, den Kardinal einzuladen. Da nun Laurenz selbst ihm aufzuwarten kam, und beim Abendessen blieb; wurde die Unterredung so eingeleitet, daß der Herr Kardinal wünschte, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medici gehörte; und Laurenz hatte zu viel Welt, um nicht alsbald die sämmtliche Gesellschaft zu einem Gastmahle dahin zu bitten. Schon war alles angeordnet, wie man sich benehmen, und wie die Mannschaft der Verschwornen durch die zahlreiche Bedienung des Kardinals, und durch verkleidete Soldaten des Montesecco vermehrt, den Freunden und Domestiken der Medici überlegen seyn sollte; aber wie bestürzt war der Klubb, als Julian beim Gastmahl fehlte; und zwar, wie man glaubt, wegen einer Augenentzündung oder eines geschwollenen Gesichts: — schon fürchtete man, eh dieses erfahren wurde, daß das Geheimniß verrathen sei.

Hierauf wurden neue Maasregeln ergriffen. Da der Kardinal an einem Sonntage, den 26. April, 1478. dem Gottesdienste in der Hauptkirche Santa Reparata in Florenz beiwohnen wollte; so sollte nach dessen Endigung eine Mit-

tages

tagsmahlzeit bei den Pazzis gegeben werden, wobei auch die Medici seyn sollten. Die Assaken waren getroffen, daß Laurenz an der Tafel zwischen Jakob Pazzi und Montesecco, Julian aber zwischen Franz Pazzi und Bandini sitzen, und hinter jedem der zween Brüder noch ein Verschworner als Helfer stehen sollte. Bei dem Zeichen einer auszubringenden Gesundheit sollte die Ermordung geschehen, und eine Wache den Eingang des Hauses besetzen, um den ersten Anfall des Pöbels abzuhalten, bis ihre Volkspartei, und die beorderten Truppen bei der Hand wären.

Als aber der Sonntagsmorgen erschien, erfuhr Franz Pazzi durch seine Spione im Pallaste der Medici, daß Julian nicht zum Gastmahl kommen, sondern gleich nach geendigtem Gottesdienste über Land reiten würde. Einige Anekdotenschreiber melden, er habe Tages vorher einen Brief von seiner Gattin erhalten, worin sie ihn inständig gebeten, sein Leben zu wahren: denn ihr hätte geträumt, er würde am Altare von wilden Thieren zerrissen, und sie habe vor Schrecken und Bangigkeit Fieberanfälle bekommen, die ihr in ihrer jetzigen Schwangerschaft gefährlich seyn könnten. Die

wünsche

wünsche, daher ihn schleunig bei sich zu sehen, um sich zu beruhigen und zu erholen. — Julian ward, wie man sagt, über dem Lesen dieses Briefes ohnmächtig, und Franz Pazzi, der eben bei ihm war, ihn zu beobachten, stahl ihm unterdeß den Brief weg, und vernahm daraus seines Nebenbuhlers wirkliche Heirath mit Camillen, die vollends seine Rachsucht aufs äußerste trieb. —

Itzt war keine Zeit mehr zur Ausführung des, schon unter so viel Mitwisser verbreiteten Entwurfs zu verlieren; jeder Augenblick drohte mit seiner Bekanntwerdung: man erwählte daher den einzigen noch übrigen abscheulichen Weg, in der Kirche, wo Laurenz und Julian gewiß zusammentreffen würden, beide zugleich zu ermorden. Montesecco sollte den ältern Bruder, und Franz Pazzi mit Bandini den jüngern umbringen. Montesecco aber verbat diesen Auftrag standhaft; entweder weil seine Unterredungen mit Laurenz ihn gegen ihn erweicht hatten, oder aus einer andern Bedenklichkeit: er erklärte, es sei schlechterdings wider seine Denkart, eine solche That, an einem solchen Orte zu verüben, und Entweihung des Heiligthums mit Verrätherei zu paaren.

Dieser

Dieser Vorfall verursachte eine wesentlichere Veränderung im Gange der Unternehmung, als ihre Führer sich's dachten. Denn als Montesecco Laurenzens Ermordung abschlug, war schon der Gottesdienst angegangen; und von der Kürze der Zeit gedrängt, wählte man dazu zwei Subjekte, die sich entweder bloß aus Schurkerei, oder aus blindem Enthusiasmus für ein Bild von Freiheit, oder aus Nachruhmssucht, selbst zu Mördern angeboten hatten: denen aber bei ihrer Mordlust jene Fassung fehlte, die den Schurken eigentlich vom Bösewicht unterscheidet, und diesen dem großen Manne in gerader Linie gegenüber stellt: die Fassung, Leben und Tod gleich kalt anzusehen. Diese Menschen, die vielleicht Metzelei nur aus Büchern kannten, waren die oben erwähnten Anton und Stephan von Volterra, deren Letzterer Jakob Pazzis unächten Tochter das Latein lehrte.

So war der Plan der Verschwornen, und das Zeichen zur Ermordung der beiden Brüder sollte seyn, wenn der Priester, der das Hochamt hielte, beim zweiten Klange des Glöckchens die Hostie nehmen würde. Der Erzbischoff von Pisa wollte indeß mit seinen Leuten und mit Jakob Poggio sich des Stadtpallastes bemächtigen

gen, die Rathsherrn, die sich ihm widersetzen würden, umbringen lassen, und nach dem Tode der beiden Medici sollte der Rath gezwungen werden, die Regierung zum Vortheil der Verschwornen einzurichten.

Itzt war die Kirche dicht voll Menschen; Laurenz, der zugleich das Sakrament empfangen wollte, kam mit dem Kardinal: aber Julian fehlte noch, und die Verschwornen schwebten in peinlichster Erwartung. Man weiß nicht, hatte er einen Wink von schlimmen Absichten der Feinde seines Hauses, oder was ihn sonst abhielt. Die beiden Brüder kannten zwar den Neid der Pazzi sehr gut: sie hatten auch Nachrichten von ihren Kundschaftern, daß der Pabst und der König von Neapel gemeinschaftlich daran arbeiteten, ihr Haus zu erniedrigen: aber daß es auf ihr Leben abgesehen sei, konnten sie doch nicht glauben, vielweniger daß man sich zu solch einem Zwecke der abscheulichsten Mittel bedienen und der Gottesverachtung schuldig machen würde; oder sie verließen sich auf die Liebe des Volks und den Beistand ihrer Freunde. Da nun der verabredete Zeitpunkt näher kam und Julian noch nicht da war, faßte Franz Pazzi mit seinem Bandini, vermöge ihrer unerschütterlichen

Keckheit, den Entschluß, ihn aus dem Hause zu holen.

Sie kommen, treten scherzend ins Zimmer, und bringen mit der größten Unbefangenheit ihre dringende Bitte, und die Wohlstandsgründe an, dem Gottesdienste, zumahl bei der Anwesenheit des Kardinals, beizuwohnen und mit ihnen in die Kirche zu fahren. Seine Entschuldigungen werden durch Schmeicheleien und Liebkosungen widerlegt. Das Betragen dieser Bösewichter war so hinreißend-verführerisch, daß auch die kältesten Geschichtschreiber ihr Erstaunen äußern, wie unter einer Maske der zwanglosesten Fröhlichkeit und zärtlichsten Freundschaft sich so rachgierige Rache und Mordsucht verbergen konnte. Selbst als sie den Julian zur Mitfahrt überredet hatten, befühlt ihn noch, ehe sie einstiegen, Franz Pazzi, unter dem Schein eines zärtlichen Muthwillens, um den Ort auszusuchen, wo er seinen besten Dolchstich anbringen könnte, und zu forschen, ob er keinen Küraß anhätte; und sagt' ihm mit naiven Lächeln, er habe das besondre Glück vor andern, daß er durch Krankheiten fett werde. —

Alle Hindernisse waren nun überwunden, alle Zubereitungen gemacht. Die Mörder hatten

sich

sich an die beiden Brüder angeschlossen, und eine günstige Stellung getroffen, wo ihnen die Volksmenge nicht zu sehr auf dem Nacken war. Das Glöckchen tönte zum zweitenmal. Itzt nahm der Priester die Hostie, schlug sich an die Brust und sagte: Domine, non sum dignus &c. — Da stürzte Franz auf Julian los, und durchbohrt' ihn mit einem ausdrücklich dazu gemachten Dolche, die Brust: er sank nieder. Nori, sein vertrauter Freund, wollt ihm zu Hülfe kommen, aber Bandini bemächtigte sich seiner, und streckt' ihn zu Boden. Pazzi, ob er gleich nicht mehr an Julians tödlicher Verwundung zweifeln konnte; gab ihm mit viehischer Wuth noch eine Menge Dolchstiche: und da dieser auf seine Kniee gesunken war, stach er so tief, daß er in der Hitze beim Herausziehen des Dolchs sich selbst am Schenkel schwer verwundete.

Besser war Laurenzens Schicksal. Anton von Volterra fühlte in dem Augenblicke, da er zustoßen wollte, eine bange Betäubung, und war so verblendet, daß er dem bethenden Laurenz mit dem Dolche beim Gesichte vorbeifuhr, und Stephan, der von hintenzu stieß, war noch unvorsichtiger, und gab einen dehhenden

laut von sich; worauf Laurenz, der beherzt war, sich schnell umkehrte, und blos eine leichte Wunde am Halse davon trug. Er erhob sich rasch, nahm seinen Degen, und vertheidigte sich, bis einige seiner Freunde und Bedienten herbeikamen, ihn umringten und schnell in die Sakristei verschlossen. Eilen war hier am rechten Orte: denn kaum hatten Pazzi und Bandini gesehen, daß Laurenz noch lebte, so drangen sie ihm wüthend nach; und Bandini war schon an der Thürschwelle der Sakristei, als ein Geistlicher ihn mit einem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß. Der Tumult in der Kirche war fürchterlich, als drohte die ganze Masse des Gebäudes den Einsturz: wer bewaffnet war, zog den Degen oder Dolch und suchte die Mörder. Alles drängte sich: viele wollten fliehen, und stürzten in den Thüren übereinander, die unten liegenden wurden erstickt, und die Weiber schrieen kläglich.

Der Kardinal flüchtete sich zum Altar, und die Geistlichkeit diente ihm zu einer Verschanzung wider die Wuth des Pöbels, der ihn umbringen wollte, weil er ihn für mitschuldig hielt: er wurde durch die Vorsorge des Magistrats mit Mühe im Stadtpallaste in Sicherheit gebracht.

bracht. Bandini, den seine Geistesgegenwart nie verließ, öffnete sich einen Weg durchs Gedränge, schwang sich auf ein, zur Vorsicht schon bestelltes Pferd, und kam glücklich über die Gränze. Franz Pazzi wollte auch zu Pferde steigen, und das Volk aufwiegeln, sich zu bewaffnen und das medizäische Joch abzuwerfen; aber seine Wunde schmerzte und entkräftete ihn so sehr, daß er nach Hause gehn und sich zu Bette legen mußte.

Unterdeß aber, daß noch der Lärm in der Kirche dauerte, nahm der Erzbischoff von Pisa die zween andre Salviati und Jakob Poggio, mit einer Mannschaft von ohngefähr hundert misvergnügten Bürgern aus Perugia, die durch die Medizäische Partei aus ihrer Stadt verjagt worden waren, zu sich, und wollte sich abgeredtermaßen des Stadtpallastes bemächtigen. Er ließ die Peruginer im untern Saale sich verbergen, und befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, das Thor des Pallastes zu besetzen, gieng mit seinen vornehmsten Gefährten hinauf und verlangte den Gonfaloniere, damahls Cäsar Petrucci, zu sprechen. Der Rathsthürhüter weigerte sich, irgend jemand, wer es auch sei, einzulassen, weil der Gonfa-

lonière mit Gästen sich eben zur Tafel gesetzt hätte. Dieser Vorfall schien dem Erzbischoff unerwartet, und er antwortete hastig, er müsse den Gonfaloniere auf der Stelle sprechen, denn er habe eine Ausrichtung vom heiligen Vater an ihn. Der Thürhüter zweifelte um so weniger an diesem Vorgeben, da er eine Menge Leute mit dem Prälaten hatte kommen sehen, und meldete dem Gonfaloniere, der Erzbischoff von Pisa verlange ihn auf der Stelle zu sprechen und bringe ein Breve vom Pabste. Den Gonfaloniere befremdete dieser Besuch zu solch einer unbequemen Zeit nicht wenig. Da jedoch der Wohlstand erforderte, ihn anzunehmen, stand er schnell vom Tische auf, empfieng den Erzbischoff und führte ihn in das Audienzzimmer. Dieß geschah mit besondrer Eilfertigkeit, weil er seine Tischgesellschaft, die Stadthauptleute, denen er gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen eine Mahlzeit gab, nicht lange verlassen wollte. Vielleicht überraschte den Erzbischoff diese Hurtigkeit, vielleicht bracht' ihn Petruccis entschloßner Blick außer Fassung; oder er hatte seine Rolle nicht gut genug studirt: gnug er ward blaß, als der Gonfaloniere das päbstliche Breve verlongte, sah schüchtern bald da bald dorthin,

als sicht: er Antworten auf unerwartete Fragen, fing an mit zitternder Stimme zu sprechen, und Worte ohne Sinn zu stammeln.

Drab schöpfte der Gonfaloniere gerechten Verdacht, und rief seine Leibwache. Jakob Poggio, der mit einigen andern Begleitern des Erzbischoffs im Vorzimmer geblieben war, sucht ihn daran zu verhindern, fand aber einen Stärkern an Petrucci, der ihn beim Schopfe faßte und zu Boden warf, drauf in einem Sprunge zu seinen Gästen eilte und für ihre Sicherheit sorgte. Er und die Rathsherrn behaupteten das obere Stock und als er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe wider etliche Verschworne, mit einem aus der nahen Küche herausgerissenen Bratspieß. Unterdessen kamen die Mazzieri *) und andere Magistratsbediente ihm und den Rathsherren zu Hülfe: die Peruginer aber und andere Soldaten, die der Erzbischoff mitgebracht hatte, hatten sich indessen in einen Versammlungssaal der Zünfte geschlichen, und entweder aus Vor-

*) Rathsbedellen, die etwas mit den alten Liktoren ähnliches hatten, und den Rathsherrn silberne Kolben vortrugen.

stehen, oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stocke hörten, die Thüren zugemacht, deren Schlösser eingeschnappt waren, und nur mit den Schlüsseln geöffnet werden konnten. *) Letztere trugen die Thürhüter beständig an ihren Gürteln.

Man bemächtigte sich daher der Menschmenen, die dem Erzbischoffe ins obere Stock gefolgt waren, ohne große Mühe. Einige wurden getödtet, andere zum Fenster hinaus geworfen: Poggio aber und der Erzbischoff in seinem Prälatenkleide an ein Fensterkreuz **) aufgehängt. Der hochwürdige Mann mußte vorher den ganzen Verschwörungsplan aufsetzen und mit seinem Namen unterschreiben; und seine Hoffnung, sich damit zu retten, war eitel. Franz

Pazzi

*) Diese Art Schlösser hatte Petrucci besorgt; wie es überhaupt herkömmlich gewesen seyn soll, daß jeder Gonfalonière beim Antritt seiner Regierung die Schlösser im Stadtpallast habe verändern lassen.

**) In den neuern Schriftstellern liest man: an die Fenstergitter; an die man ja aber keine Leute von inwendig heraus aufhängen kann. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber colonnelle delle finestre. Dieß übersetz ich durch Fensterkreuze, welche in den damahligen Zeiten dick und von Stein waren.

Pazzi, der, wie gedacht, von seiner Wunde genöthigt worden war, das Bette zu hüten, leistete bald den beiden Gehängten Gesellschaft: denn der Pöbel riß ihn nackend in seines Onkels Hause aus dem Bette, und schleppte ihn, der voll innrer verbißner Wuth weder Mund noch Augen öffnete, vielweniger eine Frage beantwortete, nach dem Stadtpallast. Siebenzig Personen vom Klubb wurden so in der ersten Hitze an die Fenster aufgehängt; und wenn es an Platz fehlte, die halberstickten abgeschnitten, und auf die Gasse geworfen. Der alte Jakob Pazzi hatte seines Neffen Pferd bestiegen, und suchte wenigstens zu thun, was er konnte: ritt durch die Straßen und schrie Freiheit aus; niemand aber wollte von seiner Waare. Die Rathsherrn warfen ihn, als er vor den Pallast kam, mit Steinen und alles drohte und sprach ihm Hohn. Endlich begegnete ihm sein Schwager Johann Sarisberi, der ihm rieth, sich aus dem Staube zu machen, weil er die Sachen nicht ändern würde. Jakob flüchtete sich also auf seinem Pferde so geschwind als möglich, nach Romagna.

Unterdessen ward Laurenz Medici aus der Kirche unter einer starken freiwilligen Bedeckung

und Begleitung nach Hause gebracht. Die ganze Stadt ergriff die Waffen. Das Volk bemächtigte sich des Stadtpallastes, und die Soldaten und andre Verschworne, die die verschloßnen Thüren endlich erbrochen, und das Thor besetzt hatten; wurden entweder getödtet oder gefangen. Ueberall erscholl: es leben die Medici und sterben die Pazzi! Die Häuser der Letztern wurden in rasender Eile geplündert und zerstört. Wilhelm, Franzens Bruder, der Laurenz Medici Schwester zur Frau hatte, berief sich auf seine Unschuld, und flüchtete sich in seines Schwagers Haus. Ihm war, wegen seiner nahen Verwandschaft mit den Medici die Theilnahme an der Verschwörung gar nicht angesonnen worden, auch keine Nachricht davon zugekommen. Renat Pazzi, der, um eben dieselbe Theilnahme zu vermeiden, sich auf sein Landhaus begeben hatte, und nachher, als er die Katastrophe erfuhr, ins Ausland fliehen wollte, wurde im Appenninischen Gebürge angehalten, und nach Florenz gebracht. Wahrscheinlich war die Verheimlichung des Projekts seine einzige Schuld. Jakob hatte ähnliches Schicksal mit ihm: denn da er sich auf seiner schnellen Flucht nicht mit Gelde versah, und

bei

bei einem Bauer in eben dem Gebürge einkehrte, der ihm sein Pferd verkaufen sollte, erkannt ihn der Bauer und machte Anschläge auf den Preiß, der vom Magistrat auf ihn gesetzt war, gab vor, er wolle sein Pferd in der nächsten Stadt verkaufen, und gab ihn zu Florenz an. Jakob ward also abgeholt, mußte des Erzbischoffs Aufsatz über die Verschwörungsgeschichte und deren Theilnehmer, so wie Jener, mit seiner Nahmensunterschrift attestiren, und hofte, eben so vergeblich, mit diesem Geständnisse das Leben davon zu bringen. Er und Renat wurden nach einem förmlichen Inquisitionsprozesse vier Tage nach Julians Ermordung aufgehangen.

Der Magistrat verfügte zwar im Stillen seine Beerdigung in einer Kirche, wo die Pazzi ihr Erbbegräbniß hatten; aber der Pöbel bekam davon Nachricht, und weil Jakob vor seiner Hinrichtung Priester und Sakramente ausgeschlagen, riß man ihn wüthend, unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbann hingestorben sei, heraus, und schleppt' ihn auf den Schindanger. Auch da ließ ihn der Magistrat wegnehmen und in einen Winkel des Gottesackers begraben; doch der Pöbel grub ihn wieder aus, schleifte, wie ers mit allen Häup-

tern

tern der Verschwornen hat,) den Leichnam durch die Straßen, die Knaben mißhandelten ihn und warfen ihn in den Arno.

So schrecklich spielte das Glück mit diesem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staate war, und nichts vermißte, was Menschen glücklich und froh machen kann. Einige ritterliche Unarten wurden bei ihm durch manche Tugend vergütet; denn er gab reichliches Allmosen, und hatte aus einem Beweggrunde der Rechtschaffenheit, zur Vorsicht, auf den Fall der mißlungenen Verschwörung, am Tage vor deren Ausbruch, alle seine Schulden bezahlt und alle Waaren und Kleinodien, die er von andern in Verwahrung hatte, den Eigenthümern zustellen lassen, daß, wenn er unglücklich würde, niemand darunter leiden möchte. Renat war der einzige unter den Pazzi's, den jedermann bedauerte; denn er hatte stets den Ruhm eines friedsamen und unbescholtenen Mannes gehabt. Wilhelm, Jakobs Neffe, der völlig unschuldig war, wurde gleichwohl auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt, obgleich seine Gemahlin Blanka knieend um seine Freiheit bat: und das Schicksal der übrigen Pazzi's, deren Verbrechen blos in ihrem Namen bestand,

war

war ewige Gefangenschaft in Volterra: alle wurden für Feinde des Staats erklärt.

Der junge Kardinal, der bei seiner Vernehmung betheuerte, er habe vom ganzen Anschlage nichts gewußt, *) hatte einen kurzen Arrest, der ihn noch dazu vor der Wuth des Pöbels sicherte. Laurenz schickte ihn dem Pabste mit den höflichsten Entschuldigungen zurück. Aber Sixtus, der über den schlimmen Ausschlag der Ermordung seiner Lieblinge tödlich ergrimmt war, brauste auf, nannte den Kardinal seinen Legaten, den man sich erfrecht hätte, gefangen zu nehmen, wiewohl dessen Legatur nur ein Puppenwerk war.

Stephan und Anton von Volterra hatten sich in ein Kloster versteckt, wurden ausgespähr, und des Protestirens der Mönche ungeachtet, die das von Kaisern und Päbsten ihrem Convent bestätigte Recht einer unverletzlichen Freistatt vorschützten, herausgeholt, und als Schurken hingerichtet. Der einzige unter den Ver-

*) Infessura Diar. Roman. am oben angeführten Orte: poco ci mancò che non impiccarono lo detto Cardinale. Ma i Fiorentini gli ebbero assai rispetto, che era assai garzone e si scusava, che di queste cose non haveva saputo niente.

Verschwornen, der ein minder schimpfliches Urtheil erhielt, war der tapfere Montesecco, weil er bekanntlich sich lange geweigert, und Vorstellungen gethan hatte, eh er das Werkzeug dieses blutigen Unternehmens zu werden, durch seine Verfassung gezwungen worden war. Er wurde enthauptet.

Napoleon Franceſi verschwand glücklich. Auch Bandini dünkte sich vor allen Nachstellungen der Florentiner sicher. Dieser Bösewicht, den unglaubliche Schlauheit und Verwegenheit auszeichnete, hatte von den Pazzi große Summen in Geld und Wechseln erhalten, und war, da er sich in Italien nicht sicher glaubte, durch Umwege glücklich zu einem Hafen am Adriatischen Meere gekommen, und von da nach Konstantinopel gesegelt. Während er nun in Galata seine Wechsel erhub, schrieb Laurenz Medici, der die Nachricht von Bandinis Ankunft von seinen dortigen Faktoren bei Zeit erhalten hatte, an den Sultan Bajazet und dieser lieferte ihn aus; es sei nun, daß er ein Geschenk von Laurenz erhalten hatte, oder daß er den Pabst kränken wollte, oder aus bloßer Gerechtigkeitsliebe. „Bist du ein Christ? fragt ihn der Sultan.

Ja.

Ja.

„Glaubst du, wie deine Brüder, daß dein „Gott im Tempel und selbst im Opfer ist, das „ihr ihm bringet?“

Ja.

„Und diesen Tempel hast du entweiht, und „das Opfer gestört, hast der Gegenwart seines „Gottes Hohn gesprochen, und vor dem Antlitze „seines Angesichts der Hölle ein Opfer gebracht? „hast einen Menschen ermordet, der dich nie „beleidigte, und der noch warm von deinem „Freundschaftskusse war! — Du irrest, wenn „du in meinem Reiche Schutz zu finden hoffest, „ich würde deinen und meinen Gott erzürnen, „wie du, wenn ich dich schützte. Die Gerech„tigkeit erwartet dich hier vor meinem Throne —“

Beim Hinausgehen aus dem Saale stunden die Abgeordneten von Florenz und nahmen ihn in Verhaft.

Doch wir kommen auf Laurenz zurück. Dieser war kaum nach gestilltem Tumult in seinem Pallaste angekommen, als ihm alles zuströmte, was einen Namen in Florenz hatte, und ihm Leben und Güter wider seine gegenwärtige und zukünftige Feinde anbot. Sein Ansehen stieg höher als jemals; und sogar seine erschöpfte, und

mit

mit ungeheuren Schulden beschwerte Kasse, die ihm einen Bankerott drohte, erhohlte sich wieder, weil ihm sowohl der gemeine Stadtschatz als das Vermögen der reichen Bürger Zuflucht gewährte.

Julians Leichbegängniß ward prächtig, und unter allgemeiner Wehmuth gefeiert. Denn er war der leutseligste, wohlthätigste Jüngling von Stande in seiner Heimath, und hatte jedermanns Herz. Die beiden Corps päbstlicher Truppen, deren eins nach Faenza in Romagna, und das andere nach Val di Tevere seinen Weg genommen hatte, waren wirklich auf dem Marsche nach Florenz, um die Pazzi zu unterstützen. Als sie aber hörten, daß die Unternehmung fehlgeschlagen war; kehrten sie wieder um.

So endigte sich diese berühmte Verschwörung, die sich dadurch von andern Begebenheiten ihres Gleichen in der Geschichte der Menschheit auszeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu seyn: Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe und Rache, in ihr vereint würkten.

Die Florentiner, die der Pabst zu den Bann that, trotzten dem Banne und befahlen ihren

Prie-

Prieſtern, ihre geiſtlichen Funktionen nach wie vor, unbeſorgt fortzuſetzen; ja ſie ließen in allen umliegenden Provinzen bekannt machen, „daß „der Pabſt ſich ihnen nicht als Hirte einer Heerde, „ſondern als Wolf gezeigt habe; und, ſo wie er „ſelbſt den Stuhl des heiligen Petrus durch ſchlechte „Wege erlangt, ſo hab er zu den oberſten Aemtern der Kirche Unwürdige erhoben, die mit „Meuchelmördern zuſammengetreten wären und „unter der heiligen Meſſe die abſcheulichſten Bö„benſtücke verübt hätten. Daß er nunmehr, „da ſein Zweck, rechtſchaffene Bürger umbringen „zu laſſen, und die Regierung zu ändern, mißlungen ſei, ſich durch den Bannſtrahl rächen „wolle. Aber Gott, der gerecht ſei, könne „ſolche Gewaltthaten nicht gut heißen, noch „wollen, daß man ſolch einem Statthalter von „ihm zu Fuße falle, ſondern daß man ſich an „ihn, als den Allerheiligſten wende. —“

Der rachgierige Sixtus reizte dagegen alles, was er konnte, wider die Florentiner auf, alliirte ſich mit dem Könige von Neapel, und verwickelte ihren Staat in einen ſchweren Krieg: aber Laurenz drang durch alle Widerwärtigkeiten mit ſeinem Geiſte und mit ſeinem Anſehen durch, ſtellte ſeinen und der Stadt blühenden Zuſtand

wieder her, und schafte ihr und ihren Nachbarn Feinde. Er dirigirte den florentinischen Staat lange Zeit, und hatte seit jener Gefahr seines Lebens eine Compagnie zur Sicherheitswache, die ihm das Ansehen eines Souveräns gab. Durch ihn blühten die Künste, er hatte selbst ihre Talente. Die meisten Regenten der damaligen Zeit respektirten ihn, wie einen ihres Gleichen; ihn ehrten fremde Welttheile: der Sultan von Egypten schickt ihm einen Abgesandten zu Versicherung seiner Hochschätzung. Laurenz starb 1492. Sein zweiter Sohn und sein Neffe, den Julians Gattin kurz nach dessen Ermordung geboren hatte, kamen beide, jener als Leo der zehnte und dieser als Clemens der siebente, auf den päbstlichen Stuhl.

Bey Siegfried Lebrecht Crusius in Leipzig sind folgende neue Bücher herausgekommen und um beygesetzte Preise zu haben.

Berlinismus, der, oder Freundschaftsgespräch über D. Stark und seine Gegner, ein Auszug aus allen bisher erschienenen Schriften über den Catholicismus, besonders aus Dr. Starks Werke, 8. 66 Gr.

Beschreibung des Fürstl. Anhalt Dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörlitz von August Rode ohne Kupfer, gr. 8. 16 Gr.

Ebendasselbe mit 5 groß Folio Kupfern. 3 Thlr.

Betrachtungen, freimüthige, über das Edikt vom 9ten Julius 1788. die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend, 1s u. 2s Stück, 8. 6 Gr.

Beweis, unumstößlicher, daß alle Aufklärer Atheisten sind, 8. 6 Gr

Beyers, J. N. S., Auszug aus dem Handbuche für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri, 8. 12 Gr.

Heyde, C. G., Anweisung in der Orthographie für Frauenzimmer und Mehrstudierende, 8. 6 Gr.

Beyträge, zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes des Theilen von Hermes, Fischer und Salzmann, des 2ten Bandes 4tes Stück, 8. 12 Gr.

Briefe eines amerikanischen Landmannes an den Ritter W. * S. * vom Jahr 1770 — 1781. aus dem Englischen ins Französische von *** und jetzt aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von J. A. E. Götze, 2r Band, 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichtserzählung, gründliche, von den Rechten der Erzbischöfe alter und neuerer Zeiten zur Erläuterung ihrer Streitigkeiten mit dem römischen Hofe, 8. 12 Gr.

Heilwerth, Emanuel, eine Geschichte aus dem deutschen Vaterlande, vierter u. letzter Theil, 8. 14 Gr.

Krohne, Joh. Chr. Friedr., Reden und Betrachtungen über Gegenstände der Natur, der Wissenschaften und Sittenlehre zum Gebrauch junger Leute auf Schulen, 1te Sammlung, 8. 12 Gr.

Kupfer

Kupfer zu Holzmanns moraliſchem Elementarbuche, 3tes Heft, 8. 3 Thlr.

Lehrbücher, für die Jugend in Nordcarolina, herausgegeben von einer Geſellſchaft Helmſtädtiſcher Profeſſoren, dritte Lieferung. Religionsgeſchichte und geographiſches Handbuch, 8. 22 Gr.

Die Religionsgeſchichte von Herrn Henke. 8. Gr.

Das geographiſche Handbuch. 14 Gr.

Ludwigii, Ch. Frid., icones cauitatum thoracis et abdominis e tergo apertarum, 4. maj. 16 Gr.

Magazin, deutſches gemeinnütziges, herausgegeben vom Prof. Eggers in Koppenhagen, 4s Quart. gr. 8 20 Gr.

Marſhals, Humphry, Beſchreibung der in den vereinigten Staaten von Nordamerica wildwachſenden Bäume und Stauden, aus dem Engl. mit Anmerk. und Zuſätzen von C. F. Hoffmann, 8. 18 Gr.

Miller, Fr. v., reine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, 2r Theil, gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Ebendaſſelbe in franzöſiſcher Sprache, 2ter Theil, gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Millot, des Herrn Abt. Universalhistorie, alter, mittler und neuerer Zeiten, aus dem Franz. 1er Theil mit Zusätzen und Berichtigungen und nun auch mit einer Fortsetzung bis auf gegenwärtige Zeit von W. E. Christiani, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Ebenderselbe für diejenigen, die das Millotsche Werk nicht besitzen unter dem Titel: Christiani, Wilh. Ernst, Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten von dem Achner Frieden 1748 bis auf gegenwärtige Zeit, 1ter Band, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Allgemeines Register über die ersten 9 Bände des Millotschen Werks übersehen und herausgegeben von W. E. Christiani, gr. 8. 16 Gr.

Mund, G. F. G., landwirthschaftliches Magazin 1r Jahrg. 2s Quartal, gr. 8. 10 Gr.

Plancks Geschichte der Entstehung, der Veränderung und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Koncordienformel, 3r Band, gr. 8. 1 Thlr.

Pleßings, Fr. W. L., Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums, 1r Band gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Rei-